

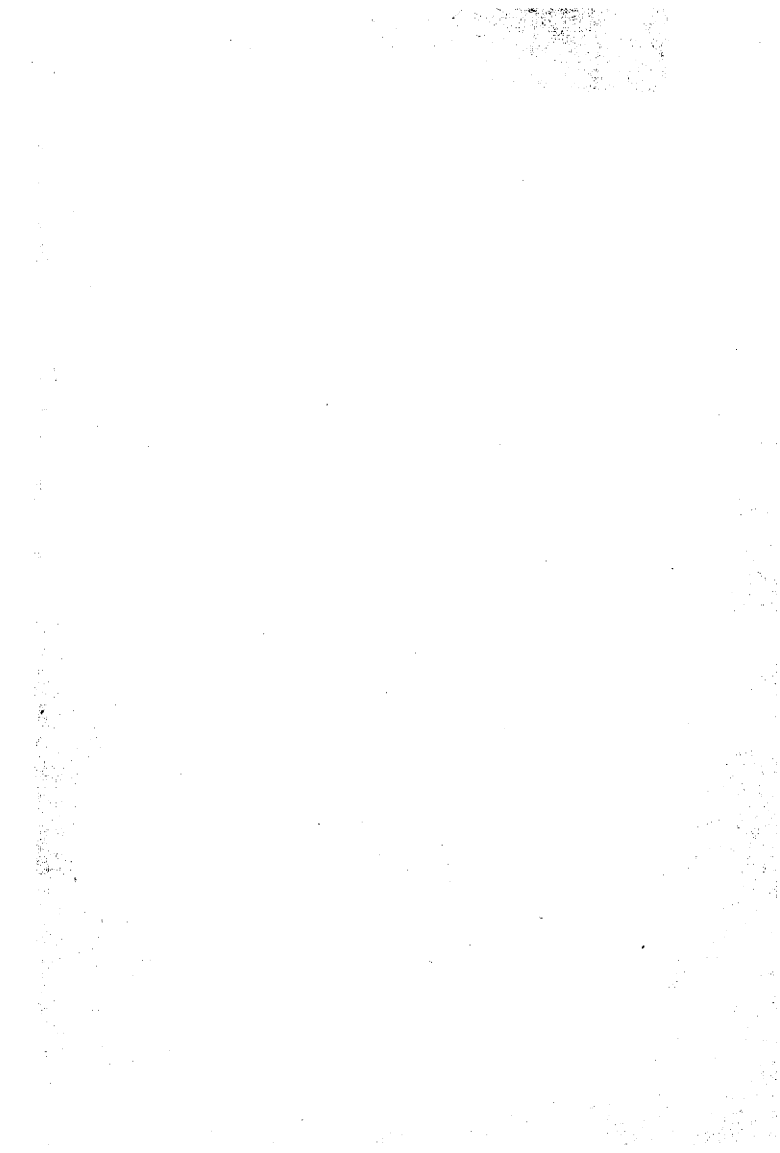
UB Braunschweig

84



1204-701-9

Miller



Aus der
Geschichte der Harzlande

von

J. Günther.

Erstes Bändchen:

Aus vorgeschichtlicher Zeit.

Mit 22 Abbildungen.

❖ Jedes Bändchen ist einzeln käuflich. ❖

Hannover.

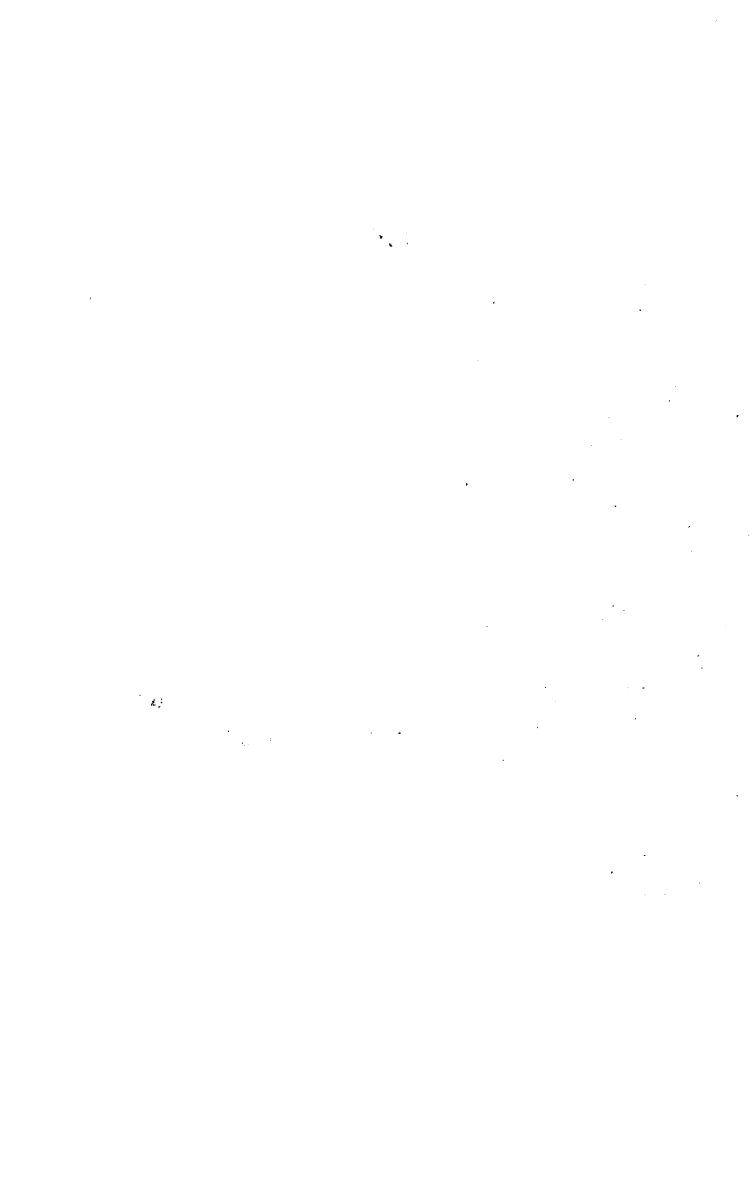
Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior).
1890.



~~Ap 5,1~~

Inhalt.

	Seite
Die Einhornhöhle und ihre Bewohner	1
Zur Erläuterung	5
Die ältere Steinzeit.	
Die Tierwelt	7
Zum Ueberblick (die Bewohner 2c.)	8
Waffen und Werkzeuge	11
Die jüngere Steinzeit.	
Steinwerkzeuge	13
Viehucht	14
Wohnungen	15
Pfahlbauten	18
Hausgerät, Schmucksachen, Werkzeuge	19
Grabstätten	27
Befestigungen	28
Opfer- und Gerichtsstätten	32
Das Volk, welches Grabstätten, Befestigungen angelegt hat	33
Die Metallzeit.	
Bronzefunde	35
Steinkistengräber	36
Hausurnen	38
Die Eisenzeit	45
Funde römischen Charakters	47





Aus vorgeschichtlicher Zeit.

Die Einhornhöhle und ihre Bewohner.

In südwestlichen Rande des Harzgebirges liegt, 1 $\frac{1}{2}$ Kilometer von der Eisenbahnstation Scharzfeld entfernt, auf der Schneie, einem schön bewaldeten Bergrücken, welcher den Odersluß auf dem rechten Ufer begleitet, etwa 125 m über diesem und 350 m über dem Meere eine große, schöne Tropfsteinhöhle, welche in früherer Zeit das Zwergloch hieß, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber den Namen Einhornloch oder Einhornhöhle erhielt. Man fand nämlich in derselben in Menge die Knochen und Zähne des Höhlenbären, eines schon in vorgeschichtlicher Zeit ausgestorbenen riesenhaften Tieres, und sah sie als Hörner und Knochen des fabelhaften „Einhorns“ an. Da man in ihnen ein wertvolles Arzneimittel entdeckt zu haben meinte, so wurde die Höhle vielfach nach ihnen durchwühlt und mit den Fundstücken ein lebhafter Handel durch ganz Deutschland und bis nach Italien getrieben. Ihre hervorragende Bedeutung für die Kunde der Vorzeit hat die Höhle jedoch erst durch die gründlichen Durchforschungen und Nachgrabungen erhalten, welche kundige Männer in neuester Zeit vorgenommen haben.

Das Einhornloch, in welches man auf 44 steinernen Stufen hinabsteigt, besteht aus sieben verschiedenartigen Abteilungen. Weite, hohe, einem erhabenen Kirchendome ähnliche Hallen sind durch enge und niedrige Gänge mit

einander verbunden, die man hie und da nur in gebückter Stellung durchschreiten kann, ja um aus der Wolfskammer in die Karlsgrötte zu gelangen, muß man sich sogar platt auf den Bauch werfen und eine enge Spalte durchkriechen. Mit einer solchen Spalte, in welche diese Grötte ausläuft, findet auch die Höhle, die eine Gesamtlänge von 251 m erreicht, ihren Abjchluß.

Die überall geglätteten Wände und andere deutliche Spuren beweisen, daß durch die hoch am Berge belegene Höhle einst Wasser geflossen ist: zur Zeit, als der Südrand des Harzes noch von Gletschern bedeckt war, hat das Schmelzwasser eines solchen als tobender Gletscherbach durch die Höhle seinen Abzug genommen.

Die Fundstätte der Knochen ist der gelbliche Höhlenlehm, welcher, mit Steinen untermengt, den Boden bis zu einer Tiefe von 2½ bis 3 m bedeckt. Schon in den tiefsten Schichten desselben finden sich große Mengen von Knochen des Höhlenbären, häufige Reste des Wolfes und weniger zahlreiche Knochen des Höhlentigers. Diese Tiere sind aber nicht etwa in der Höhle gestorben, ihre Kadaver sind nicht etwa eingeschwenimt, denn die Schädel sind sämtlich zerjchlagen und die Röhrenknochen der Länge nach gespalten und in kleine Stücke zerjplittert. Vielmehr sind sie die Jagdbeute von Menschen geworden, denen die Höhle als Wohnung diente, von ihnen hieher geschleppt und bis auf die letzten Reste verspeißt; dabei wurden die Knochen zerjchlagen, um das Mark zu gewinnen, welches für einen besonderen Leckerbissen galt. Die damalige Gegenwart des Menschen wird auch durch rohe Topfscherben und Stückchen Holzkohle, welche sich neben jenen Knochenjplittern vorfinden, bestimmt bezeugt. Die Einhornhöhle war also schon vor Tausenden von Jahren, und zwar schon in der sogenannten Eiszeit, als unser Harz noch von Gletschern bedeckt wurde, ja vor derselben von Menschen bewohnt. Viele der zerjchlagenen Knochen zeigen nämlich, namentlich in den hinteren Teilen der Höhle, ähnlich den bekannten Flußkieseln deutliche Spuren der Abrollung; sie müssen also vom Wasser fortbewegt, von ihm lange Zeit hindurch in rollender Bewegung

erhalten sein. Dies konnte aber nur geschehen, als noch ein Gletscherbach durch die Höhle floss. Wie noch jetzt in den schneebedeckten Hochgebirgen die Gletscher nicht stets dieselbe Ausdehnung haben, sondern sich zeitweise zurückziehen und wieder vorschieben, so folgte in gleicher Weise auch hier auf eine Trockenlegung der Höhle eine Vorschiebung des Gletschers, welche die weiten, nun wieder von den durch die abschmelzenden Eismassen gespeisten Wassern durchfluteten Räume unbewohnbar machte. Wahrscheinlich hat sich dieser Vorgang in jener Eiszeit mehrmals wiederholt, so daß die Höhle bald bewohnbar, bald unzugänglich war.

Der Höhlenlehm erzählt auch noch aus späteren Zeiten. Seine oberen jüngeren Schichten enthalten nämlich neben den Knochen des Höhlenbären, des Wolfs und der Fischotter nicht nur Topfscherben in größerer Anzahl, sondern auch die Skeletteile des Wildschweines, des Hirsches und des Rehes (auch in dieser Kulturschicht sind die größeren Röhrenknochen wieder sämtlich aufgeschlagen). Da dies echte Waldtiere sind, so war also das Eis von den Berghängen gewichen, und die Umgegend hatte sich mit Wald bedeckt. Die damaligen Bewohner der Höhle waren demnach ein auf niedriger Kulturstufe stehendes Jägervolk.

In einem Teile der großen Vorhalle trägt die zweite Kulturschicht eine zum Teil durch eine fuchdicke wagerechte Tropfsteinplatte von ihr geschiedene, mit Holzkohle und Asche stark vermengte dunkle Moderichicht. Diese etwa 1 m dicke, teilweise von Steinschutt bedeckte, teilweise auch mit einer schwärzlichen Kalksinterfläche abschließenden Ablagerung ist ganz mit Knochenresten wilder und gezähmter Tiere erfüllt. Viele dieser Knochen, von denen die langen zumeist absichtlich aufgeschlagen sind, zeigen die Spuren künstlicher Bearbeitung, nicht wenige sind wie von Ruß geschwärzt, einige im Feuer, dessen Einwirkung erkennbar ist, verfaßt. — Zwischen diesen tierischen Resten fand man auch menschliche Gebeine, die mindestens sechs Personen, einem drei- und einem siebenjährigen Kinde, einer weiblichen Person, zwei kräftigen Männern und einem alten Manne angehört haben.

Viele dieser Knochen sind von Kalkfäule dünn überzogen, verschiedene darunter geschwärzt, die größeren Rohrentknochen meist gebrochen, und zwar sind die Bruchflächen alt.

Außerdem wurden in dieser oberen Kulturschicht über 400 kleinere und größere Topfscherben gefunden, die etwa 95 verschiedenen Gefäßen angehört haben. Nur zehn derselben lassen die Benutzung der Drehscheibe erkennen; sie werden der neueren Zeit angehören und erst später zwischen die vorgeschichtlichen Gegenstände gelangt sein. Die übrigen sind von ganz roher Arbeit, dickwandig und ungebrannt; die Verzierungen, welche einige aufweisen, sind mit den Fingerspitzen und Fingernägeln eingedrückt. Die einen haben offenbar als Kochgeschirr gedient, denn sie sind vom Feuer geschwärzt, andere sind zur Aufbewahrung flüssiger und trockener Gegenstände benutzt. — Daneben wurden einzelne Geräte und Schmucksachen gefunden, welche einer sehr frühen Kulturstufe angehören, namentlich zwei rohe Steinhämmer, ein durchbohrter Steinhammer, ein fein geschliffener Steinkeil, ein Schleifstein, ein Schaber von Feuerstein, das Bruchstück eines sehr rohen Siebes von Thon, eine rohe Thonperle, eine Knochen- und eine Bernsteinperle, ein bearbeitetes Stück Hirschhorn, zwei sorgfältig zugespitzte und geglättete Pfriemen von Knochen, auch einige Gegenstände von Metall, namentlich eine Nadel und eine Spirale von Bronze und eine knieförmig gebogene eiserne Nadel.

Die Anhäufung jener großen Menge von Knochen der verschiedensten Tiere an ein und derselben Stelle der Vorhalle läßt nicht daran zweifeln, daß wir in ihnen den Küchenabfall einer vorgeschichtlichen Niederlassung vor uns haben. Als Herdstelle hat die oben erwähnte große Tropfsteinplatte gedient; rund herum wurden im Laufe der Jahre die unbrauchbaren Reste der Mahlzeiten zusammen mit Asche und zerbrochenem Geschirr aufgehäuft. Nach sorgfältiger Bestimmung kommen von den Knochen auf das wilde und zahme Schwein 25, das Schaf 17, den Edelhirsch 16, zwei zahme Rinderrassen, eine größere und eine kleinere, 12 $\frac{1}{2}$, den Ur 2 $\frac{1}{2}$, die Ziege 12, das

Reh 5, den Bären 4, den Haushund 3, das Pferd 1, den Elch $\frac{2}{3}$, die Wildkatze und den Dachs je $\frac{1}{2}$ und den Fuchs $\frac{1}{3}$ Procent. Der Rest besteht aus Knochen verschiedener Fledermäuse, kleiner Nagetiere und Vögel, und zwar von Arten, die noch jetzt in der Gegend leben.

Ob die Höhlenbewohner ihre Toten in ihren Wohnräumen beerdigten? Es ist ja nicht ganz unmöglich, daß die menschlichen Gebeine auf diese Weise unter den Küchenabfall geraten sind; aber einzelne Umstände, besonders dieser, daß auch die Menschenknochen zer schlagen sind, legen den Verdacht sehr nahe, daß jene bei Gelegenheit auch Menschen schlachteten und verzehrten.

Ein Vergleich der Fundstücke dieser dritten Kulturschicht mit der zweiten zeigt, welche bedeutenden Veränderungen in der zwischen ihnen liegenden Zeit vorgegangen sind: der Höhlenbär hat dem braunen Bären Platz gemacht, und neben den Jagd- finden sich schon unsere Haustiere. Die Bevölkerung ist demnach nicht mehr ausschließlich auf den Ertrag der Jagd angewiesen; Rind, Schaf, Ziege und Schwein sind gezähmt und erleichtern dem Menschen das Dasein; er hat das Pferd in seinen Dienst gezwungen, und der Hund ist bereits sein treuer Gehilfe auf der Jagd und bei der Herde.

Die Niederlassung in der Höhle war keine vorübergehende, sondern offenbar von langjähriger Dauer. Die meisten Reste weisen auf die sog. jüngere Steinzeit hin: jedoch lassen die einzelnen Gegenstände von Metall, namentlich die eiserne Nadel darauf schließen, daß die Einhornhöhle vielleicht noch in den ersten Jahrhunderten unserer christlichen Zeitrechnung bewohnt war.

(Zur Erläuterung.) Bekanntlich begegnen den Schiffen, welche die nördlichen Teile des Atlantischen Ozeans befahren, häufig mächtige schwimmende Eisberge. Das sind Bruchstücke von den ungeheuren Gletschermassen, welche die Länder des hohen Nordens, Spitzbergen, Island, Grönland, bedecken. Die Gletscher reichen dort mit ihrem Fuße bis in das Meer; so viel dieses von ihnen abschmilzt und ablöst, um so viel schiebt sich

die Eismasse mit den Gesteinsblöcken und dem Gesteinschutt, welche von den Felsen abgerieben und abgebröckelt sind, langsam, aber stetig aus den ewigen Schneefeldern an die Meeresküste herab. Das Meer unterspült allmählich den langsam vorrückenden unteren Rand des Gletschers und trägt dann auf seinem Rücken die abgebrochenen Stücke desselben als Eisberge nach Süden. So gelangen diese, den Meeresströmen folgend, bis in die Gegend von New-York und in den nördlichen Teil unserer Nordsee. Hier schmelzen sie nach und nach und lassen dabei ihre Ladung an Gestein auf den Meeresgrund sinken.

Einst aber, als noch ganz Skandinavien seine Eiszeit hatte, und Niederdeutschland vom Meere übersutet war, brachten die Eisberge und Eisschollen von dort die Felsblöcke und Steinbrocken bis an den Rand der damals Inseln bildenden deutschen Gebirge. Daher stammen die erratischen d. i. Findlingsblöcke in unserer norddeutschen Tiefebene (die mächtigen Blöcke roten Granits, mit denen unsere Vorfahren die „Hünengräber“ überdeckten und einfriedigten, die „Markgrafensteine“ im Brandenburgischen, aus deren einem die schöne Granitschale angefertigt ist, welche den Lustgarten vor dem königlichen Schlosse in Berlin schmückt, u. s. w.), die zahllosen größeren und kleineren Stücke von Granit, Gneis, Porphyr und andern Gesteinsarten Norwegens, Schwedens und Finlands, welche noch jetzt mit den einst von der Ostsee hierher geführten Kreidegesteinen selbst in den Hügellanden des nördlichen Harzges alljährlich aus dem Acker gelesen und auf die Wege geschüttet werden. Ja, am Nordrande des Harzes finden sich diese Gesteine aus Skandinavien und von der Ostsee sogar in bedeutender Höhe und im Ostharze auf Bergen bis zu 400 m. — Und als nun das Meer weiter zurücktrat, und das Harzgebirge aus der Flut sich erhob, fandte auch dieses seine Gesteine als Geröll und Lehm auf den langsam hinuntersteigenden und unten abschmelzenden Gletschern in den Thälern hinunter bis über den Saum des Gebirges hinaus. Wie in den Alpen, so

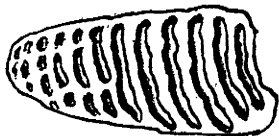
finden sich auch im Harze alte Moränen, wallartige Anhäufungen von Steinblöcken und Steinschutt (Schotter), die von Gletschern an ihren jetzigen Ort geführt sind, z. B. im Oderthale in der Nähe des Andreasberger Kinderstalles und in anderen Thälern im Süden und Westen des Brockens, sowie im Bodethale. Der Lehm (Löß) füllt nicht nur die Harzhöhlen, sondern er zieht sich auch in den Thälern bis zu einer Höhe von 280 m hinauf.

Die ältere Steinzeit.

(Die Tierwelt.) Von den Tieren, welche in der Eiszeit am Harze lebten, haben wir bereits einige aus den Knochen der Einhornhöhle kennen gelernt. Eine große Anzahl von Knochen des Höhlenbären hat man auch neben Resten vom Höhlenhunde, vom Höhlentiger, von einem großen Pferde, einem dem Rehe nahe stehenden kleinen und einem sehr großen Grasfresser in der Baumannshöhle, Skelette jenes Bären auch in der Hermannshöhle und nebst solchen der Höhlenhyäne in den Lehmablagerungen gefunden, welche die Vertiefungen des Gipses zwischen Herzberg und Osterode ausfüllen.

Aber auch das Mammut, jener vorweltliche Riesenelefant, dessen stark gekrümmte Stoßzähne sich auf einigen sibirischen Inseln in so ungeheuren Massen angehäuft finden, daß sie einen wichtigen Handelsartikel bilden, und ein großes Nashorn, das — wie die heute in Afrika und auf der Insel Sumatra lebenden Arten — zwei Hörner, vorn ein großes, dahinter ein kleineres, auf der Nase trug, haben im Harze nicht gefehlt. Knochen des ersteren sind z. B. in der Riesgrube am Zollberge bei Aischersleben und in dem Lehm der Osteröder Gipsberge, sowie bei Jßfeld und in einem Steinbruche bei Mauderode, Knochen des Nashorns gleichfalls in jenen Gipsbergen sowie in einer Mergelgrube bei Mauderode und in der Nähe von Steigerthal gefunden. Beide Tiere waren mit Haaren bedeckt und konnten darum ein kälteres Klima vertragen als ihre jetzt lebenden Verwandten. Von dem

Mammut findet man im Lehm namentlich die mächtigen, bis 30 cm langen, auf der Kaufläche mit Schmelzleisten versehenen Backenzähne. —



Abbildg. 1.

Backenzahn des Mammut. (Kaufläche mit Schmelzleisten.)

(Zum Ueberblick.) Wie wir gesehen haben, nährten sich die ältesten Bewohner der Einhornhöhle von Fleisch, vom Mark der Knochen, die sie zerschlugen, höchstwahrscheinlich auch von Menschenfleisch, daneben selbstverständlich auch von Wurzeln und Früchten verschiedener Art. Auch die Anwendung des Feuers war ihnen bekannt, und sie waren geübt in der Anfertigung von mancherlei Waffen und Werkzeugen. Nach dem Stoffe, aus dem die Menschen dieselben bildeten und zu bilden im Stande waren, haben (dänische) Gelehrte die vorgeschichtliche Zeit in drei Perioden geteilt, in die Stein-, in die Bronze-*) und in die Eisenzeit. Doch nimmt man jetzt meist nur zwei Perioden an, die „vormetallische Zeit“ und die mit der Erfindung des Schmelzens der Metalle beginnende „metallische“.

Daß von den Nuzmetallen das Eisen früher bekannt war, als die Bronze, scheint kaum bezweifelt werden zu können. Diese läßt sich nämlich nicht durch direktes Ausschmelzen von Erzen, welche zufällig beide Bestandteile enthalten, sondern nur dadurch herstellen, daß dem eingeschmolzenen Kupfer metallisches Zinn zugelegt wird.

*) Die Bronze jener Zeit bestand aus (etwa 90 Teilen) Kupfer und (10 Teilen) Zinn; zuweilen ist etwas Blei zugelegt; dagegen sind Zink, Eisen und Silber nur unbeabsichtigte Beimischungen und Verunreinigungen. Bronze, welche 27 % Zinn enthält, ist so hart, daß sie sich nur schwer mit der Feile bearbeiten läßt.

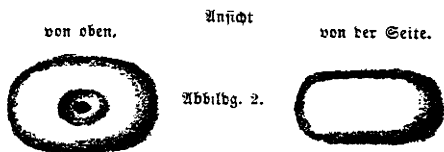
Die Bronzelegierung konnte also erst erfunden werden, als man gelernt hatte, das Kupfer aus seinen Erzen darzustellen. Nun ist hierzu aber eine Temperatur von 1100 Grad Celsius nötig, während das Eisen schon bei 700 Grad Celsius aus seinen Erzen abgeschieden werden kann. Dieser Unterschied, der heutzutage nicht viel ausmacht, ist ungeheuer groß, wenn man bedenkt, wie unvollkommen die Hilfsmittel waren, mit denen man hohe Hitzegrade erreichen konnte. Wie die Europäer bei ihren Entdeckungsfahrten durch das Innere Afrikas viele Völker antreffen, welche Eisen herzustellen wissen, aber nicht ein einziges gefunden haben, das Kupfer auszuschmelzen versteht, so wird auch einst in unseren Ländern und in ganz Europa und überall das Eisen das erstentdeckte der Nuzmetalle gewesen sein.

Aber wie ist es denn zu erklären, daß die Gräber, in denen man Bronzegegenstände findet, einer älteren Zeit angehören, als die Fundstätten eiserner Werkzeuge? Man kann darauf zunächst antworten: Eisen oxydirt (rostet) in feuchtem Boden viel leichter als Bronze und löst sich viel leichter auf als dieses, so daß es sich nur unter besonders günstigen Umständen durch Jahrtausende erhalten kann. Aber genügend läßt sich jene auffällige Thatsache erst durch Folgendes erklären: Das Eisen, welches durch eine Hitze von 700 Grad gewonnen wird — man häuften den Eisenstein rings um ein starkes Kohlenfeuer — ist nicht dem heutigen geschmolzenen Eisen gleich, sondern bildet eine lose zusammenhängende, schwammartige Masse, die sich erst nach wiederholtem Glühen und Aufschmieden zu Gerätschaften verarbeiten läßt. Als nun die fremden Händler die schönen Bronzewaffen, welche viel zweckmäßiger und vollkommener gearbeitet waren, als die einheimischen eisernen, unseren Vorfahren zuführten, da wurde die Verwendung jenes schlechten Schmiedeeisens, das so mühsam zu gewinnen war, mehr und mehr eingeschränkt und in manchen Gegenden zeitweilig ganz bei Seite gestellt. Ließ sich doch auch die Bronze leicht, schon bei etwa 750 Grad, also bei einer Temperatur, die man herzustellen gewohnt war, um-

schmelzen und umgießen. Erst als man nach Jahrhunderten gelernt hatte, durch bessere Hilfsmittel höhere Hitzegrade zu erreichen und anzuwenden, wurde die Bronze wieder von dem nun vollkommeneren Eisen verdrängt; und diese Periode der Metallzeit nennen wir in Folgendem die Eisenzeit.

In der vormetallischen Zeit nahm man die Stoffe zur Anfertigung der Geräte teils aus dem Tierreiche (Horn und Knochen), teils aus dem Mineralreiche (Stein) und teils aus dem Pflanzenreiche (Holz). Man unterscheidet dabei eine ältere und eine jüngere Steinzeit und teilt erstere wieder ein in das Zeitalter des Mammut, während dessen in Europa ein gemäßigtes Klima herrschte, in die mehr erwähnte Eiszeit, in welcher Gletscher und Fluten die Urbevölkerung nötigte, in hoch gelegenen Höhlen Zuflucht zu suchen, und in der Mammut und Nashorn ihren Untergang fanden, und in die Renntierzeit, in welcher — freilich nicht in den Harzgegenden — das Renntier in einem großen Teile des mittleren Europas (in Südfrankreich und in der Schweiz) das wichtigste Jagdtier war. (Man nennt die Mammutzeit auch „die Zeit der ausgestorbenen Tiere“ und die Renntierzeit „die Zeit der ausgewanderten Tiere“. Letztere sind außer dem Renntiere u. a. die Gemse, der Steinbock, das Elen, der Eisfuchs und der Moschusochse.)

In der Mammut- und in der Eiszeit bediente man sich nur sehr roher Feuersteingeräte, in der Uebergangs-



Steinhammer aus Granit. (Köhlerbrink).

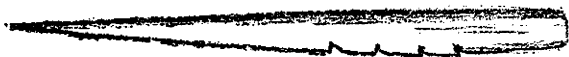
periode, welche man als Renntierzeit zu bezeichnen pflegt, wurden diese Steinwerkzeuge schon etwas feiner zugehauen, daneben kamen mehr und mehr Werkzeuge aus Knochen

und Horn auf, namentlich fertigte man gezähnte Pfeile und Speerspitzen aus Knochen und Artstiele, Harpunen u. dergl. aus Hirschgeweih an.

In der jüngeren Steinzeit, in welcher das Klima sich milderte, schliff und glättete der Mensch seine Steinwerkzeuge, verlegte seinen Wohnsitz aus den Höhlen in künstliche Erdhöhlen und in einfache Häuser, oder in Sumpfburgen, begann den Ackerbau und zähmte und züchtete Haustiere; und gegen feindliche Ueberfälle schützte er sich durch wallartige Befestigungen.

Waffen und Werkzeuge aus der Mammut- und der Eiszeit werden nur höchst selten noch angetroffen, und auch die der Renntierzeit zuzurechnenden, aus Knochen und Horn gebildeten finden sich nicht häufig. Eine wichtige Fundstätte für jene Zeitabschnitte ist der frühere Gatersleber oder Aschersleber See am südöstlichen Harzrande. Diese drei Meilen lange üppige Wiesenfläche bildete in alter Zeit ein großes Bruch, das erst 1446 durch Aufwerfung eines Dammes bei Gatersleben und Hineinleitung der Elbe künstlich in eine Wasserfläche verwandelt wurde. Mit seinen „weithin mit Röhricht bedeckten Ufern“, seinen „gewundenen Wasserläufen, bald breit, bald schmal“, seinen „baumbestandenen Inseln hin und wieder“, seinen „schmalen nur Eingeweihten bekannten Wegen“, seinen „prächtigen Schlupfwinkeln für Wild aller Art und dem großen Reichthum von Fischen in seinen Wasserläufen“ mußte es die auf Jagd und Fischfang angewiesene Urbevölkerung gewaltig anlocken. In seinem hohen Schilfgrase haben wohl schon die wilden Elefanten- und Rhinocerosjäger ihre Jagdbeute am angezündeten Feuer gebraten und verzehrt. Hat man doch in seinem tiefen Ufer die Reste des Mammut und auf dem großen Bruchsberge, einer früheren Insel des Sees, Feuersteinwerkzeuge ältester, rohester Form gefunden. Von dieser Insel, die auch, wie die aufgefundenen irdenen Töpfe u. a. beweisen, noch später bewohnt war und ihrer Bevölkerung durch das ringsum vorgelagerte Bruch erwünschten Schutz gegen Ueberfall gewährte, werden auch

zur „Renntierzeit“ die Jäger ausgezogen sein, um den Ur und den Wiesent, den Bären und den Wolf, den Elch und den Hirsch zu erjagen. (Vor 20 Jahren wurde in einer Riesgrube bei Mischersleben ein Hirschgeweih aufgefunden, welches die Geweihe der jetzt lebenden Hirsche um ein Drittel oder die Hälfte übertraf.) Wie viele Spuren des Menschen aus jener Zeit wird der Torfboden, der sich im Laufe der Jahrtausende in dem früheren Bruche gebildet hat, verdecken! Aber auch die wenig zahlreichen Funde, auf die man gelegentlich beim Torfstechen oder bei der Anlage von Gräben in neuerer Zeit gestoßen ist, sind überaus wertvoll: eine durch das Moor bräunlich gefärbte, platte, einseitig gekerbte Geschoßspitze aus Knochen, wie sie in dieser Form bisher nur



Abbildg. 3.

Geschoßspitze aus Knochen. (Gatersleber See).

noch an zwei Orten Norddeutschlands aufgefunden ist: ein aus dem unteren Teile einer Hirschgeweihstange nebst einer Seitenzacke gebildetes Beil mit einem viereckigen Loche für den Stiel, und einst jedenfalls mit einer Steinspitze versehen; und einige Nadeln aus Knochen. Erwähnung verdient auch ein in einer Riesgrube beim benachbarten Wilsleben aufgefundenes Hirschgeweih, an



Abbildg. 4.

Geweihstange mit eingeschliffenen Spiralen. (Wilsleben).

dessen Spitze sich unregelmäßige Spiralen eingeschliffen haben, ähnlich den Einschnitten, wie sie der Faden im Wachs der Näherin bildet. Wahrscheinlich hat dieses Gerät

zum Glätten von aufgespannten, getrockneten Sehnen gedient, die man zum Nähen oder Binden verwenden wollte. —

Die jüngere Steinzeit.

(Steinwerkzeuge). Zahlreicher sind die Funde von Steinwerkzeugen, schön geschliffenen wie auch unvollendeten, aus der jüngeren Steinzeit. Besonders häufig finden sich der Steinhammer, der oft auch als Streitaxt bezeichnet wird, und der Kelt, ein meißel- oder beilartiges Gerät mit scharfer, breiter Schneide. Ich mache nur einige der interessantesten Gegenstände dieser Art aus den Harzlanden namhaft: Im Jahre 1873 fand man in einem Hünengrave auf dem Lindes, einer Anhöhe südlich von Uthleben an der Wipper, eine sehr schön erhaltene polierte, meißelförmige Streitaxt aus schwarzem Serpentinstein, 13 cm lang und am Grunde 7 cm breit, eine kleine, ebenfalls polierte Art aus derselben Masse, 7 cm lang und 4 cm breit, eine Streitaxt von hellgrünem Serpentinstein*), 9 cm lang und 6 cm breit, eine flache Pfeilspitze und das Bruchstück eines Dolches aus Feuerstein, sowie zwei andere Feuersteinsplitter; im Jahre 1872 auf dem Blockpopenhoch bei Mienhagen an der Holtenume ein Steinmesser; im Köhlerbrink in der Grafschaft Wernigerode im Jahre 1867 eine Hacke von Feldquarz, 10 cm breit, 13 cm lang und 4½ cm dick, mit einem Stielloch von 2½ cm Weite, einen Steinhammer von Granit von ovaler Gestalt**), 13 cm lang und 6½ cm breit, dessen glattgebohrtes Stielloch in der Mitte 2, außen 3 cm weit ist, so daß der Stiel durch Verkeilen befestigt werden konnte, und eine Menge größerer und kleinerer Feuersteinsplitter mit flacher, scharfer Schneide, die durch den Gebrauch äußerlich abgeschliffen und glatt geworden waren; in der

*) Der Serpentin ist jedermann als „Wärmstein“ bekannt.

**) Ovale Steinhammer gehören der älteren Steinzeit an, doch fand sich dieser (Abb. 2) in Gemeinschaft mit Gegenständen, welche wohl der jüngeren Steinzeit zuzuweisen sind.

Umwallung an der Koftrappe einen großen Grünstein, in welchen, anscheinend mit einem dreieckigen Instrumente, zwei tiefe, etwa $5\frac{1}{2}$ cm von einander entfernte Rinnen, welche wie poliert erscheinen, hineingearbeitet sind — der mittlere Streifen wird zu einer Art bestimmt gewesen sein; in der Gegend von Wegeleben angefangene Steinhämmer, an denen da, wo das Loch gebohrt werden sollte, zunächst ein Kern stehen geblieben war. An sonstigen Fundstücken von Steinmassen und Steingerät nenne ich noch das Torflager im Westerhäuser Bruch, das Hauerholz am Ostufer desselben, und den Kniggel bei Wilsleben in der Grafschaft Wernigerode.

Um ein Bild der Steinzeit zu gewinnen, müssen wir nach den Steinwerkzeugen, die ihr den Namen gegeben haben, auch noch die Viehzucht, zu welcher die bisherigen bloßen Jäger fortschritten, ihre Wohnstätten mit ihrem Hausrat, ihre Befestigungen, ihre Opferstätten und die Bestattung ihrer Toten besprechen.

(Viehzucht.) Weisen schon die Knochenreste in der Einhornhöhle darauf hin, daß der Mensch in der jüngeren Steinzeit angefangen hatte, die Ziege, das Schaf, das Schwein und zwei Arten Rinder zu zähmen und sich Herden zu bilden, so erweisen einige andere Funde das Rind als das wichtigste Haustier jener Zeit. In der Wilsleber Riesgrube hat man einen Kuhschädel mit auffallend kurzen Hörnern, am mehrerwähnten Brucksberge Zähne der zahmen Kuh und Topfscherben gefunden, die wahrscheinlich von Gefäßen für Milchverwertung herühren. Und im Jahre 1737 wurde bei dem heutigen Dorfe Königsau im Halberstädtischen ein großer Stein aus der Erde gepflügt, auf welchem sich das Bild eines liegenden Ochsen befand. Wenn nun auch dieser Stein nicht mehr vorhanden ist und deshalb von den Sachverständigen nicht auf sein Alter geprüft werden kann, so ist doch die Annahme, daß jenes Bild schon in der jüngeren Steinzeit eingerichtet sein könne, keineswegs zu gewagt. Fehlt es doch nicht in anderen Gegenden an Bildwerken selbst der Urzeit. So fand man z. B. in einer Höhle zu La Madelaine ein Stück Stoßzahn vom

Mammut, auf dem ein Mammut, ein Stück Renntierhorn, auf welchem ein Fisch, und einen Schieferstein, auf dem eine aus drei Tieren bestehende Renntiergruppe eingeritzt ist.

(Wohnungen.) Der Uebergang der bisherigen Jäger zur Viehzucht nötigte sie bald, ihre hoch gelegenen, oft engen natürlichen Höhlen und Felsklüfte aufzugeben und statt deren sich in günstigerer Lage Wohnungen einzurichten. Die zeltartigen Köten, wie sie von unseren Köhlern und Waldarbeitern aus dem rohen Baumaterial, das der Wald darbietet, aus Baumstämmen, Rasen, Moos und Borke, um einen roh aus Steinen zusammengefügtten Herd kunstlos errichtet werden, gewähren in dieser Anlage keinen ausreichenden Schutz gegen die Unbilden des rauhen Winters. Näher kommen den Häusern der Steinzeit wohl die Erdhütten, wie sie noch hin und wieder Steinbruchs- und Eisenbahnarbeiter sich anlegen: diese graben nach der Größe der zu errichtenden Hütte die Erde heraus und beschweren dann mit derselben das aus Zweigen hergestellte Dach. Der Römer Tacitus, welcher im Jahre 98 nach Christi Geburt sein Buch über Germanien schrieb, sagt unter u. a. von unsern Vorfahren: „Sie machen nicht einmal Gebrauch von Bausteinen (Bruchsteinen) oder Ziegeln, nur rohes Baumaterial ohne Auswahl und Ansehen wird von ihnen benutzt. Einige Stellen bestreichen sie aber sorgfältig mit einer so reinen und glänzenden Erdart, daß es wie Malerei und bunte Linien aussieht. Auch unterirdische Höhlen pflegen sie zu öffnen, beschweren sie außerdem mit Dünger; so bilden sie eine Zuflucht im Winter und einen Aufbewahrungsort für die Früchte, so mildern sie die Strenge des Winters, und wenn einmal der Feind kommt, wird das, was am Tage liegt, vernichtet; das Verborgene und Vergrabene ahnt man nicht oder weiß es nicht aufzufinden.“ Und noch jetzt gibt es in Schweden „Höhlenhäuser“, deren Dach auf der Erde aufliegt.

Doch wir sind keineswegs nur auf Rückschlüsse und Vermutungen angewiesen, denn es finden sich in unsern Harzlanden noch jetzt an mehreren Orten die Spuren

solcher Hütten aus der Steinzeit. So werden auf dem großen Brucksberge und in der Riesgrube des Rittergutes Wilsleben Stellen angetroffen, wo an der senkrechten Wand des Abrahms die schwarze Humusschicht muldenförmig den darunter liegenden Lehm durchbricht und sich bis auf den Kies senkt. Daß wir hier später verschüttete Wohnstätten vor uns haben, geht unzweifelhaft daraus hervor, daß sich am unteren Rande dieser Mulden Scherben und Geräte finden, die ausnahmslos auf hohes Alter hinweisen. Während diese Vertiefungen flachen Boden zeigen, sind in der städtischen Riesgrube bei Mchersleben auch solche in Trichterform beobachtet. Das Dach einer Erdwohnung dieser Art kann nur die Form der Nöte (des Zeltes) gehabt haben. Wenn nun diese trichterförmigen Vertiefungen nach den in ihnen aufgefundenen Gefäßen auch der älteren Steinzeit angehören, so ist doch — wie wir später sehen wollen — anzunehmen, daß gleiche oder ähnliche Wohnungen selbst noch im Anfange der Metallzeit benutzt wurden.

Im Jahre 1867 kam man beim Abtragen des Köhlerbrinkes, eines in der Grafschaft Wernigerode zwischen Altenrode, Charlottenlust und Beckenstedt belegenen Rieshügels, dessen Geröll aus skandinavischem Geschiebe — Granit, Gneis, Glimmerschiefer, Syenit, Grünstein, Quarz, Basalt und Feuerstein — besteht, 30 cm bis 1¼ m unter der Rasendecke auf die Feuerstellen eines ganzen vorgehichtlichen Dorfes, wohl 100 an der Zahl. Jeder Kochherd bestand aus drei bis acht



Abbildg. 5.

Kochherd. (Köhlerbrink).

Steinen, welche so neben- und teilweise auch aufeinander gelegt werden, daß ein von drei Seiten (einer Längsseite und zwei im rechten Winkel anschließenden Seitenteilen)

begrenzter Raum von 33 bis 66 cm Durchmesser geschaffen war, der zur Aufnahme des Feuerungsmaterials wie zum Aufstellen von Kochgeschirr sich eignete. Die Steine, welche sich von dem weißlichen Sande durch dunklere, grauschwarze Färbung stark abhoben, waren meist nur an einer Seite von Rauch geschwärzt. Zwischen ihnen in der mit Kohlen gemengten Nische, zuweilen auch unter oder über den verschobenen Steinen, oder außerhalb derselben, lag eine große Anzahl von halben Töpfen und kleineren Topfscherben, bei einigen Herden die Reste von sechs bis acht Töpfen. Die zahlreichen Tierknochen, welche sich gleichfalls in der Nische vorfanden, waren zer schlagen und deshalb meistens nicht zu bestimmen: sicher erkennen ließen sich nur Knochen von Wildschwein, Hirsch und Rind. Menschenknochen waren nicht darunter. Die Steingeräte, welche bei diesen Feuerstätten aufgefunden wurden, habe ich bereits oben beschrieben, auf die Thongefäße komme ich noch einmal zurück. — Im Stufenberge, welcher unmittelbar neben dem Köhlerbrink liegt, ist ein großer Teil der Feuerherde bei der Kiesabfuhr unbeachtet zerstört; nur etwa acht derselben sind genauer untersucht, sie gleichen völlig den am Köhlerbrink vorhandenen. —

Auch am Südrande des Gebirges, in der Goldenen Au, sind auf dem kieseligen Untergrunde, welcher mit einer bis zu 4 m dicken Thonschicht bedeckt ist, an vielen Orten ähnliche Feuerstellen, welche man dort Aschengruben nennt, aufgefunden. So in der Thongrube der gräßlichen Ziegelei bei Roßla, beim Brunnengraben im Dorfe Hesserode und am Roßberge zwischen Roßla und Berga. Diese Feuerstätten sind mit schwarzen Kohlen angefüllt und mit dicken, rohgebrannten Thonscherben umgeben, deren Masse stark mit Steinbröckchen durchsetzt ist. Professor Virchow, welcher den genannten Roßberg, wo der Bau der Halle-Kasseler Eisenbahn eine Menge solcher Feuer- und Wohnstätten der Ureinwohner bloßlegte, eingehend untersucht hat, erklärt diese Stelle für eine Ansiedlung von Fischern am Rande des Sees, welcher einst die Goldene Au bedeckte. Langgestreckte

Gräben, welche den von den Thon- und Lehmablagerungen der Helme bedeckten Kiesboden durchsetzen, bezeichnet er als Kanäle, in welche die Fischer ihre Einbäume (Rähne) hineinzogen, damit diese nicht von den Wellen des Sees weggeführt wurden. Neben den Kanälen standen die Hütten, und in jene wurden die Küchenabfälle geworfen.

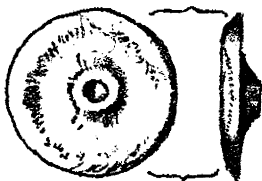
(Pfahlbauten.) Neben den oben beschriebenen und ähnlichen Erdhütten dienten den Menschen der jüngeren Steinzeit auch Pfahlbauten zur Wohnung, wie sie sämtliche an Gewässern lebenden Naturvölker fremder Erdteile noch heute benutzen. Nachdem der erste Bau dieser Art im Jahre 1853 bei Meilen im Zürichersee entdeckt war, hat man solche Pfahlwerke in den meisten Seen der Schweiz, Baierns und Oesterreichs, sowie in den Elsterniederungen bei Leipzig, in Pommern und Mecklenburg, in den Sümpfen der Mark Brandenburg u. s. w. aufgefunden. Sie wurden in der Weise hergestellt, daß man junge Baumstämme oder Pfähle in den Grund des Sumpfes oder Sees in parallelen und rechtwinklig sich schneidenden Reihen einrammte. Die Pfähle, welche man durch drei- oder viermalige Spaltung dickerer Stämme gewann, wurden zuvor mittels des Feuers oder mit der Steinart roh zugespitzt. War der See nicht leicht genug, oder der Sumpf unergründlich, so wurde der Boden unter Verwendung von Wellholz (Wäsen) durch Aufschüttung von Gerölle erhöht und so zur Aufnahme der Pfähle in Stand gesetzt. Für den Dachstuhl jeder Hütte ragten 4 bis 6 Pfähle über die anderen hinaus; die übrigen wurden oben durch Querbalken verbunden und auf diesen dicht an einander schließen- des Rundholz (Knüppel), das man oft auch noch mit Lehm überzog, ein Boden hergestellt. Nun schritt man unter Benutzung der überstehenden Pfähle zum Bau der Hütten. Die Wände derselben wurden aus Flechtwerk gebildet und auf beiden Seiten mit Lehm verstrichen. (Ähnliche „Zaunwände“ findet man in den Vorlanden des Harzes noch jetzt hin und wieder in alten Bauernhäusern und sogar auch in den Städten). Das Dach wurde mit Schilf und Riet, mit Stroh oder mit Borte

gedeckt. Jede Hütte umschloß nur einen Raum, in dessen Mitte der Feuerherd angelegt wurde. Die äußeren Pfahlreihen eines Pfahldorfes, zu dem zuweilen 30—40000 Pfähle erforderlich waren, wurden oft, um dem Ganzen größeren Halt zu geben, mit Zweigen durchflochten. Mit dem Lande war der Pfahlbau durch eine in Flechtwerk hergestellte Brücke, von welcher ein bewegliches Stück zurückgezogen werden konnte, verbunden.

Kleinere Reste von Pfahlbauten sind 1867 im Schüttenteiche bei Gröningen zu Tage gefördert. Größere stehen im Westerhäuser Bruche, einem Torfmoor zwischen Blankenburg und Quedlinburg. Auf der Timmenröder Seite desselben findet sich nämlich eine große Menge aufrecht stehender und regelrecht geordneter Holzstämme, „wie wenn Brücken von dem ziemlich steil ansteigenden Ufer als Zäune in das Torfmoor hineingebaut gewesen wären“. Und unter der untersten Torfschicht, also auf dem Boden des ehemaligen Sees, trifft man Topfscherben, Hirschgeweihe, Steinwaffen und Kohlenstücke an. Da man in anderen Pfahldörfern Korbgeflecht und Fischernetze, Gewebe und Webstühle, Schlittschuhe aus Tierknochen und Handmühlen, Getreide und getrocknete Früchte aus dem Torf herausgegraben hat, so würde eine gründliche und sorgfältige Durchforschung des Westerhäuser Bruches gewiß auch noch manchen wertvollen Fund ans Licht bringen. —

(Hausgerät, Schmuckachen, Werkzeuge.) Wenden wir uns nun von den Wohnungen zu dem Hausgerät, so tritt uns als Hauptkünstler für dasselbe der Töpfer entgegen. „Der lieferte Gefäße zur Aufbewahrung von Nassem und Trockenem, Kleinem und Größerem, Geräte zu allem, was wir jetzt in Schüsseln, Eimer, Fässer, Schränke und Kommoden thun, Feuerherde, ja selbst Haken zum Aufhängen und vor allem Geräte zum Spinnen“. Gefäße mit kleinen Henkeln, wie sie in der Gegend von Nischersleben gefunden sind, wurden wohl — wie unsere Taschen an Riemen — an durch sie gezogenen Schnüren auf der Reise getragen, oder an ihnen in der Hütte aufgehängt; Gefäße mit vollständig rundem

Boden, wie sie am Brucksberge, am Köhlerbrink u. a. a. D. sich fanden, wurden in die Erde gegraben; an einigen erkennt man klar, daß sie zur Aufbewahrung der Glut gedient haben, mit der man das Feuer leichter wieder anzufachen konnte. Scherben mit Löcherreihen hat man teils auf Siebe, teils auf Feuerkiesen, Scherben mit einem konischen Loche an der Seite auf ein Gefäß zur Ansammlung von Sahne zur Butterbereitung ge-
deutet. Spinnwirtel oder Spindelsteine (Brucksberg,



Abbildg. 6.

Spinnwirtel. (Urnenfriedhof am Galgenberge bei Friedrichsaue).

Wilsleben) steckte man auf zugespitzte kurze Stöcke, die Spindeln, auf welche man den gesponnenen Faden aufwickelte. („Die Handspindel war“ nach Th. Voges „ein 14 bis 28 cm langes Stäbchen von Holz, Knochen oder Bein, das im unteren Viertel etwa 1—1½ cm dick, sich nach beiden Seiten hin verjüngte und an der oberen schlanken Spitze mit einer kleinen Kerbe versehen war. Auf das untere Ende wurde der Wirtel gesteckt, der nur dazu diente, durch sein Gewicht die drehende Bewegung des Stäbchens zu verstärken. Diese Drehung wurde der an den Faden festgeknüpften und frei herunter hängenden Spindel mit drei Fingern der rechten Hand verliehen, während die linke spannte. Der Spinnrocken wurde entweder fest in die Erde oder in den Gürtel gesteckt. Erreichte nun der gesponnene Faden eine solche Länge, daß die rechte Hand die Spitze der von ihr sich fortwährend entfernenden Spindel nicht mehr erfassen konnte, so wickelte man ihn oberhalb des Wirtels auf den dickeren

Teil der Spindel und knüpfte ihn mit einer Schleife fest in die vorhin erwähnte Kerbe. Dann begann die Arbeit, die einen sehr zarten Faden liefern konnte, von neuem".) Wie dem Manne das Steinbeil, so wurde dem Weibe die Spindel in das Grab gelegt. Einen in Norddeutschland sehr seltenen Fund machte man am Stufenberge an vier Gewichtsteinen, welche beim Weben von Zeugen benutzt wurden. Es sind dies vierseitige Pyramiden, 17 cm hoch, unten 12, oben $6\frac{1}{2}$ cm dick, so daß sie fast die Form eines eisernen Plättbolzens bieten. Durch die Spitze geht horizontal ein Loch von $2\frac{1}{2}$ cm Durchmesser, die Basis der einen Pyramide hat eine nach oben gehende konische Vertiefung.

Von den Funden in unserm Gebiet, durch welche irdenes Geschirr aus der Steinzeit zu Tage gefördert wurde, mache ich nur folgende namhaft:

Einem Grabe auf dem Linden bei Uthleben wurde (außer den bereits erwähnten schönen Steinwaffen) vollständig unversehrt entnommen:

eine Urne in Blasenform mit verengtem, am Rande geschweiftem Halse, in welcher schnurähnliche Riefen eingedrückt sind, 15 cm hoch, oben 9, im Bauche 18 cm weit, mit zwei kleinen, in der Mitte der Seiten angebrachten durchbohrten Handhaben;

eine ungeschickter gearbeitete kleine Urne in Blasenform, 13 cm hoch, größter Durchmesser 8 cm, mit langem, weitem Halse, an dem sich Spuren von Riefen finden;

eine 4 cm tiefe und oben 15 cm weite Schale mit fünf kurzen Füßen und einer kleinen, doppelt durchbohrten Handhabe, am äußern Rande durch zackenförmig zusammengestellte Querstriche verziert;

eine plumper gearbeitete kleine Schale, 3 cm tief, oben 9 cm weit, mit vier abgeschliffenen Füßen.

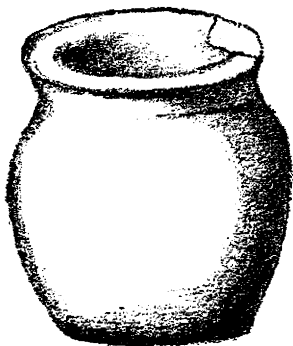
Ferner wurden Stücke eines kleinen becherartigen Gefäßes von schwerfälliger Arbeit, 6 cm hoch, oben 5 cm weit, mit durchbohrter Handhabe am Rande, sowie eine Partie Scherben, teils einfachere rohe Arbeit, teils künstlich und verziert, gefunden. Sämtliche Gefäße waren aus feinem, rotem Thon und gut gehärtet.

Im Bodethale unweit der Kofstrappe wurden ausgegraben

eine Urne aus schwarzgrauer Masse, 17 cm hoch, 12 cm oben weit, mit einem senkrecht absteigenden Halse von 6 cm Höhe, durch vier ringsum laufende schmale Riemen da, wo der Hals in den Bauch aufgeht, verziert; der Bauch ist 6 cm vom Boden 19 cm weit, der Boden mißt 7 cm im Durchmesser;

eine Beigabeschale aus schwarzgrauer Masse, 12 cm hoch, oben 12½ cm weit, der Hals 2½ cm hoch mit einem kugeligen, bis 15 cm weiten Bauche.

Die Kochtöpfe, welche man auf den Feuerstellen des im Kählerbrinke bloßgelegten Dorfes antraf, stimmen ihrer Zusammensetzung nach mit den in Grabstätten gefundenen Gefäßen darin überein, daß sie im Innern meist eine große Menge von groben Quarz- und Glimmerkörnern enthalten, während ihre innere und äußere Fläche mit einer feineren geschlämmten Thonmasse überzogen ist,



Abbildg. 7.

Kochtopf. (Kählerbrinke).

welche alle möglichen Farbentöne zwischen grau, rot, gelb und schwarz aufweist. Die Wandung der kleineren Gefäße ist nur etwa ½ cm, die der größeren 3—4 cm stark. Der untere Boden ist teils flach, teils gerundet,

der obere Rand bei einigen nach innen, bei andern schwach nach außen aufgeschlagen, noch andere schneiden oben glatt ab. Der Bauch der Töpfe ist in der Regel in der Mitte am weitesten, bei einigen findet sich aber die größte Aus-



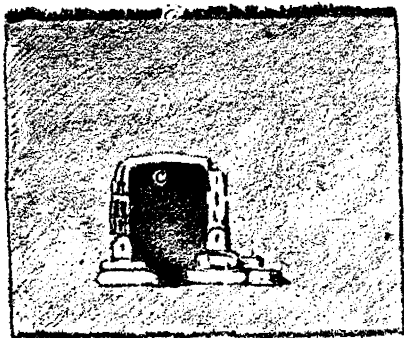
Abbildg. 8.

Kochtopf. (Köhlerbrink).

weitung bereits im oberen Drittel. Die Mündung ist bei vielen oval, bei den meisten kreisrund. Nur wenige Töpfe sind mit Henkeln, keiner ist mit Zapfen versehen. Nur ein Topf von ungefähr 9 cm Höhe hat eine runde Ausgußröhre, ähnlich manchen Wasserkrufen aus Steingut. — Auch einige Topfdeckel wurden gefunden. Sie sind sämtlich oval mit einem größten Durchmesser von 21—26 cm und 2—6 $\frac{1}{2}$ cm dick. Ein Deckel trägt deutlich die Spuren seiner Herstellung: man sieht, wie ein lichenartig ausgebreiteter Thonklumpen an den Rändern mäßig nach der innern Seite umgerollt, und wie die innere Fläche dann mit den Fingerspitzen ausgeglättet ist, deren Eindrücke als Rinnen zurückgeblieben sind.

Einen wahrhaft überraschenden und einzigartigen Fund machte man im Juni 1868: man legte in dem Kiese des Stufenberges einen Töpferofen aus der Steinzeit bloß. 1 $\frac{1}{4}$ m unter der Rasendecke stieß man nämlich auf eine Schicht Asche und Kohlen in der Mächtigkeit von fast 1 m Höhe und 1 $\frac{1}{4}$ m Breite und Tiefe. Zwischen den

rauchgeschwärzten Granitsandsteinen befand sich ein Gemisch von Torfscherben, gebrannten Thonstücken, Asche, Kohlen und Kollsteinen, wie es nur durch den Zusammensturz eines Mantels, der über dem Herde und um denselben aufgeführt gewesen, bewirkt sein konnte. Nach den in dieser Trümmermasse vorgefundenen Teilen des Mantels hat dieser den $1\frac{1}{3}$ qm großen Herd in einer Höhe von

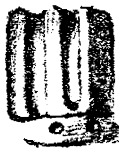


Abbildg. 9.

Herdmantel eines Töpferofens, (Stufenberg).

a. Kienbede. b. Sand und Geröll. c. Herd.

$\frac{1}{3}$ m und einer Wandstärke von 8 cm umgeben. Jedes Thonstück hat eine äußere flache und eine innere konvexe eingedrückt sein müssen, als die Thonwand noch weich war. Die Stücke, welche dem Feuer am stärksten ausgesetzt gewesen sind, haben sich teilweise verglast und



Abbildg. 10.

Bruchstücke eines der Steine, aus denen der Herdmantel gebildet.

sind fast schwarz gebrannt, andere sind so schwach gebrannt, daß sie sich zwischen den Fingern zerreiben lassen.

Die unter den Trümmern des Brennofens vorgefundenen Topfſcherben gehören fünf verſchiedenen Gefäßen an. Der größere Topf, rötlich gefärbt und aus einer ſtark mit groben Quarz- und Kieſkörnern durchſeteten Thonmaſſe hergeſtellt, iſt 34 cm hoch, oben 23, im Bauche 31½, unten 13 cm im Durchmeſſer und hat 13 mm ſtarke Wandung. Ein anderer, gelblich gefärbter Topf hat 13 cm Höhe und oben 21 cm im Durchmeſſer. Von einem größeren Topfe ſind nur zwei Scherben ſoweit erhalten, daß ſich auf ihnen die Spuren einer rohen Verzierung erkennen laſſen. Dieſe beſtehen auf der einen Scherbe in eingravierten ſenkrecht en Linien, welche



Abbildg. 11.

Verzierte Scherbe. (Stukenberg).

4 mm Abſtand haben und zwei horizontale, 6½ cm von einander entfernte Linien mit einander verbinden, teilweise ſich auch kreuzen, auf den andern in ſchräg nach unten laufenden kurzen Linien. Ein viertes Gefäß beſteht aus einer äußerſt fein geſchlämmten Thonmaſſe von bräunlicher, ſchokoladenartiger Färbung. Oben etwa 6½ cm im Durchmeſſer, erweitert es ſich zu einem 8 cm weiten, faſt kugelförmigen Bauche; der 2 cm hohe Rand iſt ein wenig nach außen gebogen. Das fünfte, nicht vollſtändig herſtellbare Gefäß beſteht aus einer feinen, ſchwarzen Maſſe, hat 29 cm Durchmeſſer



Abbildg. 12.

Kleiner Topf. (Stukenberg).

arbeiteten Gefäßen wurden noch die erwähnten Gewichtſteine gefunden.

Ähnlich wie einige dieſer Topfſcherben ſind auch die in der Nähe des ehemaligen Gatersleber Sees aufgefundenen Urnen verziert. Bald beſtehen die Verzierungen

in tiefen Einritzungen mit scharfem Rande, bald in wulstigen, mit Eindrücken der Fingerspitzen versehenen Streifen, welche dem oberen Gefäßrande parallel laufen; einige Scherben zeigen bandartige Verzierung mit zwei Einferbungen, andere das sog. Windfadenornament. Diese Ornamente haben große Ähnlichkeit mit solchen aus Egypten, Assyrien, Phönizien und von der Insel Cypern. Namentlich findet sich das mit parallelen Zickzacklinien ausgefüllte Rechteck auch in ägyptischen Pyramidengräbern. Sachverständige halten die künstlichsten und am reichsten verzierten Gefäße für die ältesten.

Aus einigen Funden geht hervor, daß man den Thon nicht nur zu Gefäßen verwandte: so fand man an der Wallbefestigung der Hoftrappe neben einer steinernen Schleuderfugel (von 20 cm Durchmesser) auch eine thönerne, 6 cm im Durchmesser stark; und in der Einhornhöhle — wie ich wiederhole — eine rohe Perle aus Thon. — Die Bernsteinperle, welche mit an demselben Orte ausgegraben ist, stammt wohl aus späterer Zeit, doch kann sie vielleicht auch als erstes Zeichen eines sich anbahnenden Tauschhandels gelten. Sonst sind an Schmucksachen noch eine Knochenperle und (in dem Grabe auf dem Linden) ein sauber durchbohrtes Stück Muschelschale, das als Halschmuck gedient haben wird, sowie ein zierlicher, sehr sauber gearbeiteter und sorgfältig polierter Ring aus einem weichen, hellgrauen Steine gefunden; er ist 2 cm weit und mit einem 5 cm langen Stiele versehen, der unten durchbohrt ist, damit eine Schnur durchgezogen werden konnte. — Von den Edelmetallen war in der eigentlichen Steinzeit nur das Gold bekannt. Wie selten dasselbe indes war, kann man daraus schließen, daß in den Harzgegenden nur erst ein einziger derartiger Fund gemacht ist. Allerdings ein überaus wertvoller: im Jahre 1880 entnahm man einem Steingrave auf der Wüstung Groß Orden bei Quedlinburg ein aus Gold, Perlen und Steinen hergestelltes Diadem.

Nur gering an Zahl sind auch die Funde an Werkzeugen für die Handfertigkeit. In dem Grabe auf dem Linden fand man eine aus dem Schenkelknochen des

Sumpfvogels geschliffene und gut zugespitzte Pfrieme, in einem Grabe bei Königsau eine aus dem Fuße eines solchen verfertigte Nadel. Jene paßt genau in die Löcher, welche als Verzierung in den Urnen angebracht waren, die in demselben Grabe lagen.

(Grabstätten.) Die ältesten Grabstätten gehören wohl ohne Ausnahme erst der jüngeren Steinzeit an; denn so lange die Bevölkerung ein bloßes Jägerleben ohne festen Wohnsitz führte, überließ man die Leichen den wilden Tieren oder warf sie in das Wasser.

Jene Gräber sind meistens nur von $\frac{2}{3}$ m bis 1 m tiefe, ovale überall rundliche Gruben; zur Anlage tieferer reichten die ungenügenden Werkzeuge nicht aus. In diesen Vertiefungen liegen die Leichen hockend, mit herausgezogenen Knien, auf der Seite. Enthält eine Begräbnisstätte mehrere solcher Gräber, so ist meist keine bestimmte Ordnung nach der Himmelsrichtung oder Reihenfolge inne gehalten. Jeder Leiche ist ein Stück Hausgerät beigegeben, meistens, da man kaum etwas Besseres hatte, nur ein Gefäß aus gebranntem Thon. Ein ziemlich großes Steinkammerchen am Gatersleber See enthielt außer dem Schädel und zwei großen Knochen (s. o.) eine blasenförmige Urne, einen Kelt aus Feuerstein und eine Nadel aus dem Fuße eines Sumpfvogels. Das mehr erwähnte Grab auf dem Linden bei Uthleben war reicher ausgestattet; dem Toten, welcher mit kreuzweise über einander gelegten Füßen in der Richtung von Ost nach West inmitten eines Kreises großer Sandsteine lag, waren seine Waffen, sein Geschirr, sein Arbeitsinstrument, sein Schmuck und sein Lieblingshund beigelegt. Auf dem Begräbnisplatz auf dem Blockpiphoch bei Nienhagen an der Holtemme, wo nach und nach etwa 40 Skelette von Personen jedes Alters und Geschlechts ausgegraben sind, hatte jedes derselben nur eine Urne zu Häupten. Im Jahre 1867 wurde bei Osterode am Fallstein, am untern Abhange des Eulenberges, auf einem Acker eine 40 Schritt lange und 7 Schritt breite Steinkammer entdeckt, welche aus $1\frac{1}{3}$ m hohen rohen Kalksteinplatten und fünf Deckplatten desselben Gesteins errichtet war. In demselben

lagen in der Richtung nach Morgen je zu dreien bis sechs abgeteilt, 20 menschliche Gerippe, denen kleine leere Thongefäße und eine Knochen und Asche enthaltende größere Urne beigegeben waren.

(Befestigungen.) Auch von den vorgeschichtlichen Befestigungen, an denen unser Gebirge besonders reich ist, stammen ohne Zweifel die meisten noch aus der Steinzeit. Ich nenne von ihnen nur, alle irgend wie zweifelhaften und alle in frühgeschichtlicher Zeit entstandenen ausschließend, nur folgende: Der Rotenberg bei Böhle wird von einem Ringwalde umzogen, der nur aus einem Aufwurf mit Graben besteht und etwa 1000 Schritt Umfang hat. Den Sachsenstein zwischen Walkenried und Sachsa, eine etwa 78 a große Felszunge, auf welcher die Ruinen einer vom Kaiser Heinrich IV. erbauten und von den Sachsen 1074 zerstörten Burg liegen, schneidet im Osten ein vorgeschichtlicher Wall, der noch 3 m hoch ist, im stumpfen Winkel von dem Bergzuge ab; auf den drei andern Seiten bedurfte der 30 m tief steil abfallende Fels keines weiteren Schutzes. Die Isburg, die große und die kleine Harzburg, der Spielberg und der Mühlberg, sämtlich in der Stammgrafschaft Hohnstein (Kreis Isfeld), waren von alten Ringwällen umzogen. Der Luestenberg, auf welchem eine große Anzahl von Urnenscherben, angebrannten Knochenresten und durchlöcherten Thontügelchen (Perlen) gefunden ist, wird nicht nur von einem Ringwalde umgeben, sondern ist auch durch drei Querwälle von dem angrenzenden Rückfelde abgeschnitten. Der Wall im Osterthal, welcher jetzt zum größten Teile von dem salzigen Mansfelder See abgepült und zerstört ist, bestand aus einem ziemlich hohen, runden, künstlich aufgeworfenen Hügel, der von einem doppelten Ringwalde mit drei Gräben umzogen war: — Urnenscherben, Stücke von Streitärten und dergl., verbrannte Gerste, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts in der abgepülten Erde aufgefunden wurden, erweisen ihn bestimmt als eine vorchristliche Befestigung. Auf der Ostseite des Harzes sind die Winzenburg über der Roßtrappe und die ihr gegenüberliegende Homburg

die bedeutendsten Wallburgen. Der ganze Gipfel, auf dem sich die Klostertappe befindet, ist — namentlich auf der zugänglicheren Westseite — durch einen aus Erde und Steinen aufgeführten 5—8 m hohen und 3—5 m breiten Wall befestigt und der Felsvorsprung der Tappe noch einmal durch Gemäuer und Gräben abgeschlossen. Außer den bereits namhaft gemachten Funden von Urnen und Waffen erwähne ich noch einen eisernen Baalstab (sowohl als Streitart und Beil, wie als Stemmeisen und Meißel benutzbar), 12 cm lang, an der Schneide 7½ cm breit, mit oblongem Schaftloch von 2,3 und 5 cm Weite. Im Innern unseres Gebirges ist nur eine derartige Befestigung bekannt, die Suisenburg an der vereinigten kalten und warmen Bode, ½ Meile südlich von Elbingerode. Sie erhebt sich auf dem Scheitel eines Bergrückens, der von der Bode halbinselartig (birnenförmig) umflossen wird und gegen 60 m zu derselben abfällt, und besteht auf der Einschnürung aus vier, auf der entgegengesetzten Seite aus drei in den Stein hineingearbeiteten und auf der Innenseite mit einem Steinaufwurf versehenen Quergräben.

Einige Forscher sind der Ansicht, es seien nur die Steinwälle germanischen Ursprungs, die Erdwälle aber erst Jahrhunderte später von den Slaven erbaut worden. Diese Ansicht ist aber schon deshalb unhaltbar, weil sich Erdwälle zahlreich da vorfinden, wo niemals Slaven auch nur vorübergehend gewohnt haben.

Die Steinwälle bestehen aus rohen Steinmassen, welche ohne Mauerwerk über einander gestürmt, durch keinen Mörtel unter sich verbunden sind. Der Kalkmörtel wurde erst durch die Römer in Deutschland eingeführt und scheint in unsern Gegenden, die kaum von eines Römers Fuße betreten wurden, erst verhältnismäßig spät zur Anwendung gelangt zu sein. Soweit die Steinwälle nicht etwa mauerartig, sondern nur durch Aufschüttung zusammengelegener Steine errichtet werden konnten, ließ sich die erforderliche Steilheit auf der feindlichen Seite nur dadurch herstellen, daß dem Steinmaterial durch Zwischenlagen und Bekleidungen von Holz und

Strauchwerk ein fester Halt gegeben ward. Von diesen Bindemitteln hat sich natürlich nichts erhalten. Aber in dem höher kultivierten Gallien (dem jetzigen Frankreich) wurden nach Julius Cäsars († 44 n. Chr.) Beschreibung die Mauern in dieser gemischten Konstruktion aufgeführt, und in dem minder fortgeschrittenen Germanien (Deutschland) ward diese noch in geschichtlicher, späterer Zeit angewandt. Zudem läßt sich die Schwärzung und selbst Verschlackung des Gesteins mancher zusammengebrochenen Wälle nicht anders erklären, als daß das Holzwerk bei einem feindlichen Angriffe in Brand gesetzt ist. Auch da, wo das Holz einfach vermoderte, sind die Wälle selbstverständlich zusammengefallen.

Innerhalb der Erdwälle findet sich keine Spur von Mauerwerk. Sollten hier in einigen Fällen ursprünglich Gebäude vorhanden gewesen sein, so haben diese nur aus Holz bestanden. Wird doch vielerseits angenommen, daß die Sachsen vor der Zeit Karls des Großen keine gemauerte Wohnungen gebaut haben. Fast alle Befestigungen unsers Gebiets liegen auf Höhen, welche die Umgebung beherrschen, auf Vorbergen und Ausläufern, welche mit dem anschließenden Zuge nur schmale Verbindung haben. Wo die Möglichkeit sich darbot, wurde auch die natürliche Stütze eines Gewässers benutzt. (In ebenen Gegenden finden sich die Heidenwälle vielfach in der Gabelung zweier Bäche oder in schwer zugänglichen Sümpfen und Brüchen).

In unsern Gegenden ist der Wall in der Regel von einem Graben begleitet. Wo dieser fehlt, hat man sich die Verteidigung so zu denken, daß die Verteidiger ungedeckt auf die Krone des Walles stiegen und sich in Masse dem Feinde, sobald er ziemlich die Höhe erreicht hatte, entgegenstürzten, um ihn wieder hinabzuwerfen und ihn dann, den errungenen Vorteil benutzend, unaufhaltjam zu verfolgen.

Als Eingang diente häufig eine Walllücke. Zuweilen führt der Weg an einer niedrigen Stelle den Wall von rechts nach links schräg hinan, so daß der An-

greifende dem Verteidiger die rechte, vom Schilde nicht gedeckte Stelle seines Körpers zuwenden mußte.

Nicht selten findet sich, z. B. auf dem Rotenberge, innerhalb der Umschanzung ein Brunnen; wenn nicht, so war doch bei der Anlage Rücksicht auf die Nähe von Trinkwasser genommen. Auf der Susenburg findet sich eine oblonge Vertiefung von $1\frac{1}{2}$ und 1 m Seitenlänge und $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ m jetziger Tiefe, und auf dem Rotenberge sind mehrere trichterförmige Vertiefungen von etwa 30 Schritt Umfang und $2\frac{1}{3}$ m Tiefe. Wahrscheinlich sind dies Cisternen zur Ansammlung des Regenwassers. Denn da bei einem feindlichen Einfall nicht nur die Krieger mit Weib und Kind in die Wallburg flüchteten, sondern auch die Herden dort in Sicherheit brachten, so genügte, namentlich für diese, der einzige Quell nicht.

Abweichend von den jetzigen Festungswällen haben unsere „Heidenburgen“ gar keine zur Deckung ihrer Flanken bestimmte Vorwerke. Das hat seinen Grund einerseits darin, daß unsere Vorfahren den Kampf in offener, gerader Front liebten und nur zum Nahgefecht, zum Kampfe Mann gegen Mann, geeignete Waffen besaßen, andererseits darin, daß ihre Hauptkraft in heftigen Ausfällen bestand und die Anlage von Vorwerken auf den Flanken das stürmische Hervorbrechen mit starken Massen nur behindert haben würde. Wohl aber werden Pfahlwerke und Pallisaden vorhanden gewesen sein, um die Zugänge zum Grabenrande und zur äußern Wallböschung zu erschweren. Auch wurden die Abdachungen häufig mit Gestrüpp und Dornbüschen bepflanzt.

Auf das hohe Alter unserer Heidenburgen weist auch ihre Form hin. Bei den mangelhaften Werkzeugen der frühesten Zeit war man darauf angewiesen, die Absicht der Befestigung auf dem kürzesten Wege zu erreichen, und der Kreis (Ring) schließt verhältnismäßig mit der kürzesten Linie den größten Raum ein. Darum sind auch überall die Ringwälle und Rundwälle, zu welchen auch die einfachen Quermälle gehören, welche schmale Bergrücken absperren, die ältesten. Die viereckige Umwallung, welche wir in höchster Vollendung in Bezug

auf das Lager bei den Römern finden, gehört der späteren Zeit an, und derartige Befestigungen sind vermutlich erst in den Kämpfen der Franken mit den Sachsen zur Zeit Karls des Großen entstanden. Auch die Langwälle, welche, vielfach durch lebendige Hecken verstärkt, die Grenzen ganzer Stammesgebiete oder auch der einzelnen Gaue desselben bezeichnen und verteidigen, sind nicht so alt wie die Ring- und Rundwälle. Auf das hohe Alter dieser Anlagen deutet auch der Umstand hin, daß da, wo in den Grabenlinien festes Gestein auftrat, dieses stehen geblieben ist, ohne Zweifel doch, weil es an den erforderlichen Geräten von Eisen noch mangelte.

In den alten Wallanlagen sind vielfach Geräte und Waffen ausgegraben, welche mit den in den Heidengräbern gefundenen völlig übereinstimmen. Es müssen also Schanzen und Gräber im allgemeinen von demselben Volke herrühren, und erstere von den Einwohnern zu ihrem Schutze, nicht aber zu deren Unterjochung von fremden Eroberern errichtet sein.

Hin und wieder (z. B. bei der Roßtrappe) reichen die Gräber bis unmittelbar an die Schanzen heran. Da jene nicht eingeebnet sind, so müssen diese älter sein. Aber auch durch die Annahme, daß einzelne dieser Plätze nur notgedrungen befestigt wurden, und daß man dabei die schon vorhandenen Gräber aus Pietät mit größter Schonung behandelte, oder daß man den Ort sogar absichtlich wählte, um angesichts der Gräber mit desto größerer Tapferkeit zu kämpfen; oder anderseits, daß in den Grabhügeln die Asche der hier Gefallenen in derselben Absicht beigesetzt wurde, würde das Alter der Wälle nicht weiter herabgedrückt werden. Daß aber in denselben neben Steinwaffen und Urnen aus der Steinzeit hin und wieder auch ein Stück Bronze oder sogar eine Eisenwaffe angetroffen wird, ist ein Beweis dafür, daß die in jenen angelegten Befestigungen auch noch in späteren Zeiten die Zuflucht der Umwohnenden blieben.

(Opfer- und Gerichtsstätten.) Als man im Jahre 1873 das sog. Hünengrab auf dem Linden bei Uthleben (s. S. 21. 26.) abtrug, welches einen freisunden

Hügel von 75 Schritt Umfang und etwa $1\frac{1}{2}$ m Höhe bildete, fand man nach Wegräumung der oberen Sand- und der darunter liegenden Thonschicht, daß der Steinhoden des Hügels von einem Kreise großer Sandsteine umgrenzt war. Solche Steinsetzungen bezeichnen auch in anderen Gegenden die Opfer- (und Gerichts)stätten der jüngeren Steinzeit. Von der Menge der Opferfeuer, die einst hier gebrannt haben, legte die dunkle Schicht in der Mitte des Hügels Zeugnis ab, welche vermoderten Pflanzenresten ähnlich und mit noch unzerbröckelt erhaltenen größeren Holzkohlen vermischt war.

Auch auf einem der Hügel am Hauerholze (am Ostufer des Westerhäuser Bruches) wurden im Jahre 1868 zwei Steinfränze bloßgelegt, welche sich kreisförmig um den Mittelpunkt desselben zogen.

Wahrscheinlich ist auch das unverlehrte „Hünengrab“ im Markthale, etwa 3 km südlich von Neustadt unter dem Hohnstein, welches bei einem Umfange von etwa 150 Schritt wohl 5—6 m inselartig aus dem Ackerlande aufsteigt, eine Opferstätte aus jener Zeit, denn an seiner westlichen Seite tritt ein Teil des Steinfranzes zu Tage. Viele solcher Steinsetzungen werden unbeachtet hinweggeräumt sein.

Fragen wir nun nach dem Volke, von dem diese Gräber, Wälle und Opferstätten herrühren, so ist dabei weder an die Kelten, noch an die Slaven zu denken. An Spuren einer vorgeschichtlichen keltischen Bevölkerung fehlt es in unserem Gebiete ganz und gar, und die Ansicht einiger, daß die Bronze ausschließlich den Kelten zuzuschreiben sei, hat sich längst als unhaltbar erwiesen. Im übrigen gehen die Ansichten weit auseinander. Während die einen vermuten, daß die aus dem Innern von Asien aufgebrochenen germanischen (deutschen) Stämme, als sie hier — man meint, etwa 1000 vor Christo — einrückten, die bis dahin hier unbekannte Bronze und die Kunst, sie anzufertigen, mitbrachten, sehen die andern die ältesten bei uns aufgefundenen Bronzewerkzeuge als phönizische Arbeit an, die auf dem Wege des Handels in unsere nördlichen

Landes gelangt sei, und berufen sich darauf, daß die zierlichen Handgriffe der Bronzewaffen wohl für eine zarte orientalische Hand, nicht aber für eine derbe germanische Faust passend seien. Nach andern stammen die Metallwerkzeuge aus den Fabriken der Etrusker (Mittelitalien), und diese Ansicht hat wohl am meisten für sich. Die Bronzegegenstände kommen nicht einem einzelnen Volke, sondern in einem ganzen Zeitraume einer ganzen Reihe von Völkern zu, und es ist weder in unsern Gegenden, noch sonst irgend wo möglich, die Stein- von der Bronze- und Eisenzeit — oder, wo das Bronzealter völlig fehlt, von der Eisenzeit — nach bestimmten Jahren feststehend abzugrenzen, zumal der Eintritt in diese Zeitalter je nach der Gegend verschieden ist. Der Uebergang von der Stein- zur Metallzeit vollzog sich nicht — wie es doch bei einer Eroberung des Landes durch ein von Osten mit Metallwaffen eindringendes Volk hätte geschehen müssen — mit einem Schlage, oder auch nur verhältnismäßig rasch, sondern ganz allmählich und anscheinend von Süden her. Die Metallwerkzeuge traten zuerst nur vereinzelt auf, denn ihr höherer Preis gestattete nur Wohlhabenden die Anschaffung, und es wurden neben ihnen die vorhandenen Steinwaffen noch lange fortbenutzt. (Vergl. S. 13.)

Die Slaven aber können nicht in Frage kommen, weil sie erst nach Christi Geburt aus dem östlichen Rußland heranrückten und noch Jahrhunderte vergingen, bis sie die Landschaften in Besitz nahmen, welche die Germanen, um nach Westen und Süden weiter zu ziehen, in der großen Wanderung verließen. Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts saßen sie noch jenseit der Oder und Weichsel. Erst als die Deutschen auch diese Gebiete räumten, drangen jene eilig nach, und im Anfange des 7. Jahrhunderts nahm ihre Vorhut, der Stamm der Sorben, das Land zwischen Elbe und Saale ein. Nur an einer Stelle überschritten sie die Ostgrenze der in den Harz hineinreichenden Gaue.

Die Metallzeit.

(Bronzefunde.) Wenn die wenigen Metallgegenstände, welche sich in der Einhornhöhle gefunden haben, möglicherweise, da diese ohne Zweifel viele Jahrhunderte hindurch als Wohnstätte gedient hat, aus einer viel späteren Zeit stammen, als die mit ihnen in derselben Lehmsschicht angetroffenen Steingeräte, so finden sich doch auch in Gräbern, welche Skelette enthalten, also noch der Steinzeit angehören könnten, manche Bronzegegenstände. So enthielt z. B. ein solches Grab bei Kelbra*) eine gut erhaltene Nadel, 8 cm lang, mit einfachem, glattem Kopfe und eine dünne Spange aus diesem Metall: und die Gräber am Hauerstholze auf dem Ostufer des Westerhäuser Bruches neben einem Feuersteinmesser auch Bronzedraht und Bronzegerät. Anderseits finden sich auch Bronzesachen in Gemeinschaft mit Gegenständen, welche sonst der Eisenzeit zugewiesen werden. So enthielt ein 1869 bei Aschersleben in einer Lehmsschicht entdecktes Grab neben Teilen eines menschlichen Skeletts zwei Bronzeringe und eine Urne mit drei Goldmünzen. Erstere, 7 mm stark und zwischen 12 und 16 cm im Durchmesser, werden als Halsringe anzusehen sein. Die drei Goldstücke, das Wertvollste dieses Fundes, sind sog. barbarische Goldbrakteaten (Goldhohlmünzen, mit nur einseitigem Gepräge), welche, wie auch die angebrachten Henkel beweisen, nicht als Münzen, sondern als Schmuck oder Amulett (Schutzmittel gegen Zauberei, Krankheit u. s. w.) dienten. Solche Goldbrakteaten, von denen einige Hunderte in den skandinavischen Ländern, namentlich in Dänemark und Schweden, nur sehr wenige in Deutschland gefunden worden, sind Nachbildungen römisch-byzantinischer Münzen (besonders aus der Zeit des im Anfange des 4. Jahrhunderts bis 337 nach Christo regierenden Kaisers Konstantin des Großen) und um so

*) Zwei unmittelbar daneben belegene Hügel erwiesen sich bei der Untersuchung als Kenotaphien, d. h. sie enthalten keine menschlichen Ueberreste, sondern sind nur zur Erinnerung an Verstorbene aufgeworfen.

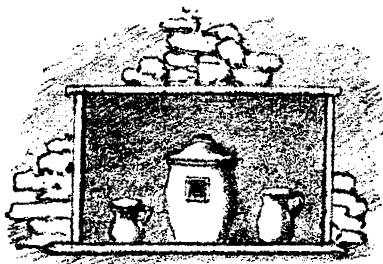
älter, je mehr ihr Gepräge, das zuweilen selbst die ursprüngliche Inschrift mit herübergenommen hat, dem jener Münzen gleicht. Später traten Runen (die ältesten germanischen Schriftzeichen) und Darstellungen aus der Volksfage (namentlich aus der vom goldenen Schatz handelnden Niflungasage) an die Stelle des römischen Gepräges. Die jüngsten sind diejenigen, welche vorzugsweise oder allein Schlangen in verschiedenartigsten Windungen und Durchkreuzungen, Drachen und einige andere Tiere zeigen. Die deutsch-germanischen Stücke jüngster Art enthalten nur verschlungene Verzierungen mit einigen Tierfiguren, welche Elefanten ähnlich sehen. Sämtliche Goldbrakteaten aber gehören dem Mittelalter (der zweiten Periode) des Eisenzeitalters, d. h. dem Zeitraume von etwa 450—700 nach Christus an. Von diesen Aschersleber Brakteaten folgen zwei der neueren Darstellungsweise und haben unzweifelhaft deutsch-germanisches Gepräge, die dritte wird aus älterer Zeit stammen. — Dieser Fund zeigt u. a. auch, daß in unsern Harzlanden eine scharfe Scheidung der Bronze- und der Eisenzeit nicht möglich ist.

Ein reicher Bronzefund ist in der Nähe der Stadt Gröningen, nicht weit vom Ufer der Bode, gemacht. Darunter waren namentlich ein massiver Armring, drei sehr gut erhaltene Armringe aus Draht mit Spiralen aus Blech und einige Fierscheiben.

(Steinkistengräber.) Zahlreich sind auch die Bronzesachen aus der Aschersleber Gegend. Sie sind ohne Ausnahme aus Steinkistengräbern gesammelt. Diese haben weder einen Hügel, noch ein anderes äußeres Kennzeichen. „Der Pflug stößt auf einen Stein; man gräbt nach, es werden etliche Steine gehoben, dann kommt eine Platte aus einem oder mehreren Steinen. Nimmt man die hoch, so gewahrt man, daß sie eine Art Kiste, aus Steinen hergestellt, gedeckt hat. Die Kiste erscheint zunächst gefüllt mit Erde, aber in der Erde verborgen sind Töpfe, einer oder auch mehrere, bis fünf. Gewöhnlich enthält nur einer Knochenreste. Eine Leiche ist

verbrannt, die Knochenreste sind gesammelt, sorgfältig gereinigt, zerkleinert und dann dem Topfe übergeben. Zuweilen giebt man ein Andenken mit, das zwischen die Knochen gelegt wird, eine Nadel, eine Armspange oder eine Bernsteinperle. Sind mehrere Töpfe in der Steinkiste, so sind es Beigefäße, die wahrscheinlich Nahrungsmittel enthalten haben." (Becker).

An einem bei Schwanebeck in der Nähe von Halberstadt aufgefundenen Steinkistengrabe waren die Seitenplatten außen noch durch Steinpackungen geschützt.



Abbildg. 13.

Steinkistengrab. (Schwanebeck bei Halberstadt).

Ähnliche Steinkistengräber wie am Uftrande des Harzes sind in der Altmark gefunden; man nimmt dort an, daß sie aus dem Ende der Bronzezeit, d. i. für die mittlere Elbgegend aus dem Anfange des fünften Jahrhunderts vor Christo, herrühren.

Nach den nordischen Sagen war es Odin (Wuotan) selbst, der den Germanen die Verbrennung der Toten befahl. Je mehr Eigentum man mit ihnen verbrannte, um so reicher waren sie in Walhall.

Die Einführung der Leichenverbrennung bezeichnet einen Wendepunkt, nicht bloß in der Bestattung, sondern auch in der Anwendung des Geschmacks und in der

ganzen Kunstfertigkeit. Die Töpferwaren werden mit weniger Sorgfalt, weniger künstlerisch hergestellt, man wendet sich anderen lohnenderen Arbeiten in Metall und Holz zu. Die Bronzesachen zeigen eine ausgebildete



Abbildg. 13 a und 13 b.

Armspange und Nadel aus Bronze. (Steinkistengräber bei Wilsleben).

Technik. Man hatte nun selbst die Verhüttung der Kupferkiese und die Herstellung der Bronze gelernt und fertigte nun, wie die vielerorts, z. B. in Mecklenburg, aufgefundenen Gießformen beweisen, selbst Bronzewerkzeuge, namentlich größere unverzierte Schwerter, zum Teil mit kurzen Handgriffen, an. Von den Arbeiten in Holz, die man nun mit Hilfe der Metallwerkzeuge anfertigen konnte, hat sich selbstverständlich nichts erhalten. Die häufiger auftretenden Bernsteinperlen weisen auf Handelsbeziehungen nach der Ostseeküste.

(Hausurnen.) Von den Urnen, in denen man die irdischen Ueberreste eines Verstorbenen in den Steinkistengräbern beisezte, gleichen manche einem Backofen oder Bienenkorbe, einige einem Hause mit vortretenden Sparren, längslaufendem Firstbaume, abgeschrägten, etwas gewölbten Giebelflächen und einer Thüröffnung, vor welcher eine Thür von gebranntem Thon befestigt werden konnte. Von diesen Hausurnen, deren man aus Italien eine ganze Reihe kennt, sind in Deutschland*) die meisten und wichtigsten in den östlichen Vorlanden des Harzes (Schwanebeck, Königsau, Wilsleben, Bolleben) gefunden. Der Gedanke, den Toten ein „Haus“ zur Wohnung zu geben, ist übrigens nicht neu: schon in der jüngeren Steinzeit haben die Steingräber, und zwar

*) Bis jetzt sind im ganzen 15 bekannt geworden.

sowohl in Deutschland, wie in Indien, Portugal und Algerien, vielfach die Form eines Hauses. In der Bronzezeit wurde er nur der durch die Leichenverbrennung veränderten Art der Beisetzung angepaßt.

Die Hausurnen geben in überraschender Weise Aufschluß über die Form des deutschen Hauses in der Bronzezeit. Ist durch die Sprachvergleichung nachgewiesen, daß die Germanen schon vor ihrer Trennung von den übrigen indogermanischen Völkern, vor ihrer Einwanderung in Deutschland das Haus kannten, denn Wörter wie „Thür“ und „Dach“ lassen sich durch alle indogermanischen Sprachen verfolgen, so ist auch nicht außer acht zu lassen, daß in allen deutschen Volksrechten das Haus der fahrenden Habe zugerechnet wurde.

Wenn nun nach der Weda (den ältesten Schriften der Inder) der Familienvater beim Aufbruch nach einem anderen Weideplaz unter einem heiligen Spruche die Balken seines Hauses auseinandernahm, und wenn noch im 9. und 10. Jahrhundert nach Christo die ersten Besiedler Islands wenigstens die heiligen Hochsitzsäulen des Hauses mit hinübernahmen und sie häufig in der Nähe der Küste des neuen Landes ins Meer warfen, um sie da von neuem aufzurichten, wo die Welle sie an den Strand spülte; so dürfen wir annehmen, daß auch die ihnen stamverwandten Germanen die Balken ihres Hauses auf ihrem Wanderzuge mit sich führten, denn nur so konnten sie ihre Götter, die nach ihrer Vorstellung im Hause wohnten, mit in die neue Heimat nehmen.

Fragen wir nun nach der Konstruktion dieser ältesten germanischen Häuser, so steht zunächst fest, daß bei ihrer Erbauung nur Holz, Schilf oder Stroh und Lehm verwandt wurden, denn den Steinbau lernten die Deutschen erst von den Römern (s. S. 29), und „Bauen“ und „Zimmern“ ist bei den Goten und Friesen, wie bei den Angelsachsen und Isländern ein und dasselbe Wort. Und über die Weiterentwicklung

des Hausbaues geben uns die Hausurnen höchst schätzenswerten Aufschluß.



Abbildg. 14.

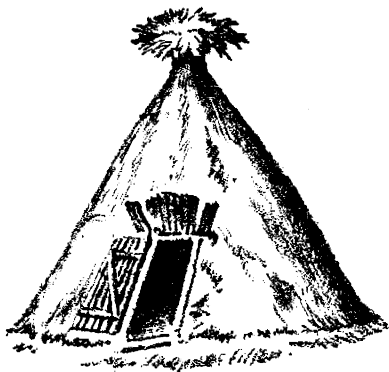
Hausurne. (Polleben bei Mansfeld).

Von ihnen ist die unter Nr. 14 abgebildete ohne Zweifel die älteste, denn ihre Form erinnert am meisten an das Zelt der Nomaden. Ihr unteres Drittel gleicht einem gewöhnlichen Topfe mit weitem Bauche; über diesem erhebt sich ein langer Hals, der sich nach oben kegelförmig zuspitzt und durch ein kleines Gewölbe geschlossen ist. An diesem Halse liegt eine hohe viereckige Thür mit abgerundeten Ecken, welche unten nicht an die Basis des Regels heranreicht. An jeder Seite der Thür befindet sich ein durchbohrter Vorsprung und unter deren einem ein kleiner senkrecht durchbohrter Henkel. Jene Vorsprünge bilden das älteste Thürschloß: durch die beiden Löcher wurde die „Lochstange“ gesteckt, welche die Thür andrückte und festhielt. Eine solche Vorsatzthür konnte nur durch Herausnehmen geöffnet werden.

Vergleichen wir mit dem oberen Teile dieser Hausurne von Polleben eine Köte, wie sie von den Köhlern und Walдарbeitern noch heute überall im Oberharze errichtet wird, und wie sie sich als Jagdköte in allen einsam belegenen Jagdgebieten desselben findet (s. Abbildg. 15), so müssen wir zu unserer Ueberraschung eine fast

völlige Uebereinstimmung beider feststellen, nur berührt die Thür der Köte mit ihrem unteren Rande unmittelbar den Boden.

Zur Zeit der Anfertigung dieser Bollebener Hausurne, welche man zur Gruppe der Kuppelurnen



Abbildg. 15.

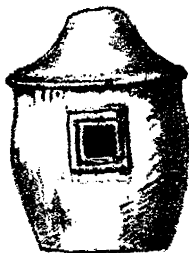
Köte.

rechnet, wohnten die Bewohner der Harzvorlande — so dürfen wir schließen — in Köten, welche innen trichterförmig ausgegraben (ausgeschachtet) und außen durch einen Anwurf von Erde gegen eindringendes Wasser geschützt waren. Daß jede Köte ursprünglich über einer unterirdischen Vertiefung stand, folgt daraus, daß die Wurzel des Wortes „Köte“ (sanfrit Kan) graben bedeutet.

Während die jetzigen Köten außen nur mit Borke bekleidet sind, schützten unsere Vorfahren die ihnen zu ständiger Wohnung dienenden vielleicht im Winter mit Fellen, wie noch jetzt die Finnen ihre kegelförmige „Kota“ mit solchen beziehen. Auch ist der oben mit Rasen belegte Vorbau vor der Thür der Köhler-Köte, der früher allgemein war und sich auch jetzt noch hin und wieder

findet, wohl noch eine Erinnerung an jene Zeit, in welcher keine anderen Wohnungen bekannt waren.

Eine zweite Gruppe von Hausurnen führt nach ihrer Form den Namen Backofenurnen. Auch diese haben runde Grundfläche; sie sind fast so breit wie hoch, das halbkugelförmig oder flacher gewölbte Dach setzt von den Seitenflächen scharf ab; die viereckige Thür sitzt an der Mitte der Seitenwand. An der unter Nr. 16 abgebildeten, welche in der Feldmark Wulferstedt bei Schwanebeck in einem Steinkistengrabe (s. Abb. 13) gefunden



Abbildg. 16.

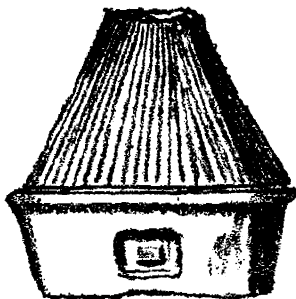
(Schwanebeck bei Halberstadt).

wurde, ist die ziemlich hochsitzende Thüröffnung mit einer Randleiste umgeben. Die flache Thürplatte war von einem bronzenen Lochstabe festgehalten.

Auch die durch die Backofenurne abgebildete Hütte lag, wie die Anbringung der Thür zeigt, zur Hälfte in der Erde, aber ihr oberirdischer Teil war geräumiger als die Köte, und die Thür saß nicht mehr im Dache, sondern in der Seitenwand. Wenn ihr auch noch Fenster- und Rauchlöcher fehlen, so bezeichnet sie doch einen Fortschritt im Hausbau. In Süddeutschland müssen derartige Hütten noch im zweiten Jahrhundert nach Christus üblich gewesen sein, denn auf der Antoninsäule in Rom finden sich Abbildungen von Häusern in Backofenform.

Die Hausurnen im engeren Sinne (dritte Gruppe) haben ein längliches Rechteck zur Grundfläche. Die Thür, welche sich in der Mitte der Breit- (nicht der Giebel-)seite befindet, reicht fast bis auf den Boden herab, so daß nicht mehr eine Ausgrabung im Innern, sondern nur ein Erdanwurf um das Haus herum anzunehmen ist.

Die sog. Hausurne von Königsau, welche aus dem Laufeshügel*) bei Wilsleben stammt, hat niedrige, fast



Abbitg. 17.

Hausurne. (Wilsleben.)

(Im Berliner Museum „Hausurne von Königsau“ genannt.)

lotrechte Seitenwände, welche von einem hohen, auch an den Giebelseiten schrägen Dache um etwas überragt werden. Dieses ist gerieft, um Stroh- oder Schilfdeckung anzudeuten. An der Giebelseite sind schwache Andeutungen von Balkenenden, dagegen sind weder aufliegende Balken sichtbar, noch Fenster- und Rauchlöcher vorhanden. Die Thürplatte hat in der Mitte eine durchlochte Erhöhung für den Rostab.

*) Laufeshügel — von althochdeutsch lûzen, mittelh. lûzen, älter neuhochd. lausen d. i. verborgen liegen — bezeichnet den Hügel, in dem Tote verborgen liegen.

Die unter Nr. 18 abgebildete Urne, welche auf der Hofbreite des Rittergutes Wilsleben gefunden ist und deshalb „Hausurne von Wilsleben“ genannt wird, hat ein dem Quadrat sich näherndes Rechteck zur Grundfläche und ist an den Ecken stark abgerundet. „Der Dachansatz gleicht einer plump aufgesetzten dicken Leiste, die Giebelwände des Daches sind abgeschrägt und etwas gewölbt,



Abbitg. 18.

Hausurne. (Wilsleben).

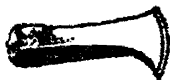
auch zeigen sie Spuren von Balkenbildung; wo die Giebelwände mit den Hauptflächen des Daches zusammenstoßen, ragen dicke Bretter heraus, die sich am First kreuzen und in stumpfen Abschnitten endigen, und ebenso zeigt das Dach dicke Balkenleisten, — es sind, die Giebelbalken mitgerechnet, je fünf. Auch der Firstbalken ist in derselben Weise markiert“. (Becker*). Die abgerundete Thürplatte ohne durchlochte Erhöhung wurde, worauf die großen Löcher in den Seitenlappen schließen lassen, durch einen starken Holzstab angedrückt. Unten stützt sie sich auf eine flache Leiste. Doch wurde sie auch oben durch zwei Holzstäbe festgehalten, welche durch die auf einander passenden Löcher in Stein und Wand gesteckt wurden. Es ist das die erste Spur von einseitiger Anheftung der Thür; von den einfachen Vorsatzthüren ging man zu

*) Meine Mittheilungen über Hausurnen zc. beruhen auf den eingehenden Arbeiten des P. Becker in Wilsleben (J. d. Harzr. 1887 u. 1888), denen ich auch die Zeichnungen entnommen habe.

oben angehefteten Klappthüren über, wie sie sich noch hin und wieder an Fleischläden finden.

Unsere harziſchen Hausurnen unterſcheiden ſich von den in Italien aufgeſundenen etwa ſo, wie ſich das fränkſche (ſüddeutſche) Haus von dem altſächſiſchen (niederdeutſchen) Bauernhauſe unterſcheidet. Jene haben, wie das fränkſche Haus, namentlich die Thür in der Breitſeite, ein hohes Dach und keine überragenden Balkenenden. Die italiſchen haben dagegen, wie das niederſächſiſche Bauernhaus, ein breites Thor im Giebel, in den Giebelspißen überragende Balkenenden, welche ſich öfter ſo umbiegen, daß man darin ein Bild der ſächſiſchen Pferdeköpfe erblicken darf, häufig auch an der Giebelsſeite ein rundliches oder dreieckiges Loch, wie es als „Uhlenloch“ noch jetzt bei dieſen Bauernhäuſern ſich findet und urſprünglich als Rauchloch gedient haben wird; auch die darin parallel herablaufenden, durch einen geraden Querbalken verbundenen Balken auf den Giebelsfeldern der italiſchen Urnen (□) ſind von Profeſſor Virchow in dem Balkengefüge des altſächſiſchen Hauſes nachgewieſen. — Alles dieſes ſpricht dafür, daß die in Italien vorkommenden Hausurnen von den dort aus Niederdeutſchland eingewanderten Stämmen herrühren, von Longobarden und Sachſen, von Herulern und Rugiern, oder auch von Reſten der Cimbern und Teutonen.

(Die Eiſenzeit). In der Eiſenzeit wurden die Urnen mit verbrannten Knochen in freier Erde ohne Steinhülle beigeſetzt. Auf einem ſolchen Friedhofe bei der Windmühle in Wilsleben wurden unter den Trümmern der Urnen gefunden ein kleines eiſernes Beil, welches zum größten Theile noch mit einem metalliſchen Ueberzuge verſehen war, der gegen Roſt ſchützen ſollte,



Abbildg. 19.

Eiſernes Beil. (Urnfriedhof bei der Wilsleber Windmühle).

ein Schildbuckel von Eisen, eine unsern Sicherheitsnadeln ähnliche Nadel (Fibel) aus Bronze und Eisen und Teile eines größeren Schmuckes aus Bronzeblech, der in Stücke gebrochen und dann mit der Leiche durch das Feuer ge-



Abbildg. 19.

Schildbuckel
aus Eisen.

Fibel aus Eisen
und Bronze.

Stück eines größeren
Bronzeschmucks.

(Urnenfriedhof bei der Wilsleber Windmühle).

gangen war. Dieser Fund gehört dem 3. oder 4. Jahrhundert nach Christo an.

Zahlreiche Gegenstände aus Eisen und Bronze, darunter das hieneben abgebildete eiserne Messer und die bronzene Nadel mit eisernem Kopfe, und eine große



Abbildg. 20.

Eisernes Messer.

Bronzenadel mit eisernem Kopfe.

(Urnenfriedhof am Galgenberge bei Friedrichsaue).

Menge von Scherben und Töpfen aus quarzhaltigem Thon mit rötlichgelbem Ueberzuge, mit rundlichen Ein-



Abbildg. 20 a.

Urnen (und Scherbe) aus der Eisenzeit. (Urnenfriedhof bei Friedrichsaue).

ferbungen und bandartiger Verzierung stammen aus einem Urnenfriedhofe vom Galgenberge bei Friedrichsaue.

An der Chaussee von Aschersleben nach Westdorf sind auf einem Friedhofe besonders eiserne Nägel, kleinere Bronzesachen und mehrere Stücke von blauem Glase gefunden. Auffallend ist, daß hier Skelettgräber und Steinlisten mit Leichenbrand in bunter Vermischung unmittelbar neben einander sich finden. Ob diese Begräbnisstätte aus der Zeit des Ueberganges von einer Bestattungsweise zur andern stammt? Aber jene Funde weisen doch den Fried-



Abbildg. 21.

Urne aus der Eisenzeit. (Chaussee von Aschersleben nach Westdorf).

hof weder der Stein- noch der Bronzezeit, sondern der Eisenzeit zu. Wahrscheinlich war hier südlich von Aschersleben eine wichtige Völkergrenze, und das Eisen traf bei seiner Einführung die Bewohner von Nord- und Mitteldeutschland auf verschiedenen Stufen der Entwicklung und Kultur an. — Uebrigens finden sich auch in anderen Gegenden beide Bestattungsweisen neben einander. —

Funde, welche mit Bestimmtheit römischen Charakter tragen, sind in unsern Harzgegenden außerordentlich selten. Bei Aschersleben ist eine Münze aus der Zeit der Republik (510—31 vor Christo), bei Wilsleben eine solche mit dem Bildnisse des Kaisers Antoninus Pius (138—161 nach Christo) auf der Domäne Adersleben bei Halberstadt eine Bronzestatuette des Gottes Apollo mit eingesezten silbernen Augen gefunden, die anscheinend als Schmuck eines künstlerisch ausgestatteten Gerätes gedient

hat. Jene rühren vielleicht von kriegsgefangenen Römern her, letztere mag zur Beute eines deutschen Kriegers gehört haben.

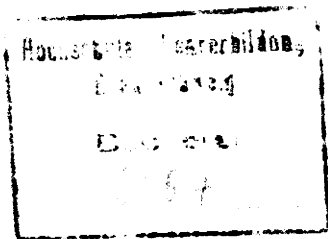
Der Zeit, wo am Ostrande des Harzes, wie in Norddeutschland überhaupt, bereits der römische Einfluß für die



Abbildg. 22.

Urne von Schadeleben.

Kulturverhältnisse maßgebend war, gehören die beiden aus dem Urnenfriedhofe bei Schadeleben herrührenden reich verzierten Urnen an, welche hieneben abgebildet sind.



In demselben Verlage erschienen ferner:

F. Günther,

Der Ambergau.

gr. 8°. 576 Seiten. 12 Mk.

Der Verf. hat in diesem Werke eine auf breiter Basis beruhende Darstellung der kirchlichen, administrativen, industriellen und sozialen Verhältnisse des Ambergaues, jenes am Westrande des Harzes, etwa zwischen Seesen und nördlich von Bodenem sich erstreckenden, das Flußgebiet der Netze umfassenden Gau'es in alter und neuer Zeit gegeben.

Dem Verf. muß das Lob erteilt werden, daß er mit Lust und Liebe sich in seinen Gegenstand vertieft und die vorhandene Litteratur zu seinem Zwecke in ausreichender Weise benutzt hat.

. (Hist. Zeitschr. 1889, Heft 4.)

F. Günther,

Der Harz in Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern geschildert.

Mit einer die Gau-, Diözesan- und Sprachgrenzen enthaltenden Karte. gr. 8°. 912 Seiten. I. Halbbd. 4 Mk. II. Halbbd. 9 Mk., kompl. brosch. 13 Mk., geb. 15 Mk.

Für den Harz liegt eine solche Schilderung von F. Günther vor, die aber nicht auf seine geologischen Verhältnisse sich beschränkt, sondern mit ebenso viel Liebe wie Sachkenntnis ein vollständiges Bild des in geschichtlicher, technischer und naturwissenschaftlicher Beziehung so merkwürdigen Gebirges liefert. Von der alten Gaueinteilung ausgehend, schildert unser Gewährsmann die Besiedelung des Harzes, die Sitten seiner ersten Bewohner und ihres Uebertrittes zum Christentum, seine Verkehrswege, gegenwärtigen Bewohner und seine Gliederung, sein Klima, seinen geologischen Bau und seine mineralogischen Schätze, um dann einige geschichtliche Episoden und die Beschreibung einzelner Orte in breiterer Ausführung zu geben. Dadurch bildet das mit einer vortrefflichen Karte versehene Buch eine äußerst fesselnde Lektüre, die dem Harzer wie den ihn besuchenden Fremden in gleicher Weise nützlich sein wird. (Deutsche Revue 1889, Märzheft.)

In beziehen durch alle Buchhandlungen.

F. Günther,

Der

Woldenberg und seine Umgebung.

Preis 1 Mk. 60 Pf.

Dieser praktische Führer, der zu einem Besuche der Burg Woldenberg bei Verneburg (zwischen Hildesheim und Salzgitter) einladet, ist mit einer Stammtafel, mehreren Abbildungen und mit einer Siegeltafel vorteilhaft ausgestattet. Nach einem einleitenden Vortrage werden dem Touristen praktische Ratschläge und Winke für Touren nach dem Woldenberge gegeben, welchem im Hauptteil eine eingehende Studie über die Geschichte der Grafen von Woldenberg folgt. Den Schluß bildet die Burg Woldenberg nebst Umgebung. Wir empfehlen das Buch angelegentlichst. (Nordhäuser Stg. Nr. 144, 1889.)

F. Günther,

Die Heimat im Schulunterricht.

Preis 40 Pf.

C. Piercke und E. Gaebler,

Karte der Provinz Hannover

mit der Grenzeinteilung nach Regierungsbezirken
und Kreisen und mit Angabe aller Eisenbahnen
bearbeitet.

Maßstab 1 : 1 000 000. 1888.

Preis in Umschlag 80 Pf.

C. Piercke und E. Gaebler,

Neueste Karte vom Harz.

1 : 200 000. Chromolith. gr. Fol. 1888.

Preis 3 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Dr. Georg, Müller-Frauenstein,

Neue Karte

des

Regierungsbezirktes Hannover

mit der

Grenzeinteilung nach Kreisen

und mit Angabe aller Eisenbahnen und Chausseen,
nebst einem Ortsnamenverzeichnis bearbeitet.

Maßstab: 1 : 350 000.

1887. Preis in Umschlag 1 Mk.

Der heimatkundliche Unterricht

für die

Schulen der Provinz Hannover

bearbeitet von

W. Rußmann,

erster Lehrer an der Bürgerschule zu Nienburg a. d. W.,

und **W. Vollmer,**

Vorsteher der Königl. Präparanden-Anstalt zu Celle.

Mit einem Titelbilde: **Kaiser Friedrich im Kreise seiner Familie**, 52 Abbildungen und 13 Karten im Text und drei Stammtafeln.

VIII u. 206 S. gr. 8°. Geh. Mk. 2.20, gebunden Mk. 2.60.

Auf das Buch machen wir als ein gutes Hilfsmittel zur Betreibung des heimatkundlichen Unterrichts hierdurch empfehlend aufmerksam. **Provinzial-Schul-Kollegium zu Hannover.**

Wir empfehlen das Buch wegen seiner Reichhaltigkeit und lichtvollen Anordnung den Lehrern zur Anschaffung und zur Verwendung beim Unterrichte in der Heimatskunde.

Königl. Regierung zu Jülich.

Dieses Buch ist für den Handgebrauch der Lehrer bei der Vorbereitung auf den geographischen Unterricht sowie zur Beschaffung für Lehrerbibliotheken geeignet.

Königl. Regierung zu Stade.

In beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die Provinz Hannover in Geschichts-, Kultur- u. Landschaftsbildern.

In Verbindung mit C. Diercke, A. Ebert, E. Görgeß,
F. Günther, W. Hering, L. Rosenbusch und
H. Steinorth herausgegeben von Johannes Meyer.

Zweite vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte der Provinz
Hannover von C. Diercke.

Lex.-8° VII u. 1686 S. brosch. 14 Mk., geb. mit Rotschnitt
16 Mk. 40 Pf.

Die Herausgeber haben sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, eine Schilderung ihres schönen Heimatlandes zu geben, und gern folgt ihnen der Leser auf den Wanderungen, welche sie, erfüllt von inniger Liebe zu ihrem engeren Heimatlande und gestützt auf wissenschaftliche Forschung, durch die einzelnen Gaue der Provinz antreten. In der Einführung gibt der Verfasser zunächst eine Beschreibung der Provinz Hannover nach Lage, Begrenzung und Größe, geht auf die geognostischen und klimatischen Verhältnisse ein und gibt eine anziehende Schilderung der Bewohner, deren Industrie und Handel, Ackerbau, Viehzucht und Forstwirtschaft. Die politische Einteilung und ein geschichtlicher Rückblick machen den Beschluß des inhaltreichen Abschnitts aus. Nicht minder interessant ist der zweite Teil, in welchem Schulinspektor Günther in Klausenthal das Gebirgsland des Harzes behandelt und uns die Reize dieses Theiles der Provinz in anziehender Weise schildert. Nicht mit trockenen wissenschaftlichen Angaben begnügt er sich, sondern er weiß den vorliegenden Stoff durch eingeflochtene Sagen, an denen ja der Harz so reich ist, auszuschnüden und zu erweitern; er führt uns in das Leben der Bergleute ein, gibt uns einen Begriff von dem Hüttenwesen der Provinz und macht uns mit dem eigenthümlichen Charakter ihrer Berglandschaften in ansprechender Weise vertraut. Im dritten Abschnitt wird von demselben Autor das Leine-Bergland einer eingehenden Betrachtung unterzogen. Auch in diesem Kapitel wird dem Leser ein interessanter Einblick geboten. Dasselbe gilt von dem Abschnitt über das Weser-Bergthal, dessen Schilderung vom Oberlehrer E. Görgeß übernommen wurde. Die Ausstattung, welche die Verlagshandlung dem Werke gegeben hat, ist eine geschmackvolle und gediegene. Die beigegebenen Illustrationen sind sauber ausgeführt und dienen dem Buche zu besonderer Zierde. (Weser-Zeitung, 16. Februar 1888.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

